



Berlin, den 20. August 1898.

Amerikas Sieg.

Seit Spanien, auf beiden Kriegsschauplätzen geschlagen, genöthigt war, sich unter das Joch der vom Sieger diktierten Friedensbedingungen zu beugen, läßt sich der Ausgang des blutigen Abenteuers übersehen. Spanien hatte seine Flotte verloren: der Verlust seiner Kolonien mußte folgen. Aber selbst damit wird sein Unglück noch nicht beendet sein. Wenn ein Staatsorganismus so unterhöhlt ist, wenn seine Entwicklung in einen solchen Gegensatz zu den Bedürfnissen und Forderungen zeitgemäßen Fortschrittes gerathen ist, dann trifft jedes Unglück doppelt schwer und nicht nur der unmittelbar getroffene Theil leidet, sondern auch alle anderen, schon vorher erkrankten Theile werden unheilbar zerrüttet. Das ist Spaniens Zukunft. Zuerst wird vielleicht das Parlament eine Krise durchmachen, dann das ganze Land, und ob die Dynastie einer allgemeinen Krise überhaupt noch gewachsen sein wird, läßt sich schwer entscheiden. Nun ist offenbar an der Dynastie nicht viel gelegen. Aber nichts ist vorhanden, das mit der Aussicht auf eine Besserung an die Stelle des monarchischen Regimes treten könnte. Der Karlismus sicher, wahrscheinlich aber auch die Republik würde nur den Bürgerkrieg bedeuten, Nord und Süd gegen einander waffnen; das industrielle Katalonien, die baskische Provinz, Asturien und Galicia, die von je her zur Sonderbündelei neigten, würden die Fahne der Sezession entfalten, — und ehe noch irgend Etwas entschieden wäre, würde der Staat Bankerott gemacht haben. Mag die Geschichte anderer Länder Beispiele dafür geboten haben, daß Mißgeschick in der äußeren Politik nützliche Umwälzungen im Inneren herbeiführten: in solchen Fällen waren stets gewisse Kräfte latent und wurden durch den Umsturz des Bestehenden im Sinne des Fortschrittes nutzbar gemacht; in Spanien herrschen aber wirklich nur Weiswedel und Säbel, alles Andere ist Firniß, die Konstitution ein

Spielzeug, — und so erlischt der Stern eines der ruhmreichsten Völker romanischer Sprachgemeinschaft für immer. Das nachbarliche Portugal wird von Spaniens Schicksal mitgerissen werden. Das sind die Folgen der Niederlage für den Besiegten; sie sind Jedermann sichtbar und verständlich.

Anderß sehen die ungünstigen Seiten des Erfolges für den Sieger aus. In jedem kräftigen Volke stecken Neigungen zum Kriege; deshalb giebt es kaum irgend einen Zustand der Civilisation, in dem die Gesellschaft nicht mindestens Ansätze zu einer Militärpartei aufwiese. Eben haben wir erlebt, daß die Vereinigten Staaten mit überraschender Schnelligkeit sich an Kriegszustände und Eroberungspolitik gewöhnten; eine einflußreiche Militärpartei bildete sich und fand in der „yellow press“ ihr Sprachrohr. Der Waffenerfolg wird diese Entwicklung beschleunigen und verstärken; hat man einmal, ob unter der Form der Annexion oder des Protektorates über einheimische Staaten, die Hand nach Kuba, den Philippinen, Portoriko ausgestreckt, so giebt es kein Zurück mehr; voraussichtlich wird das bisher friedfertige, arbeitssame und unimilitärische Nordamerika sehr bald ganz eben so wie die europäischen Länder seine militärischen Chauvinisten und Staatsabenteurer nebst dem ganzen dazu gehörigen Ruhmesapparat haben. Die mit großem Opfer neu geschaffene Flotte wird zu erhalten, zu ergänzen und zu vermehren sein, die Eroberungen oder Schutzgebiete, besonders in Ostasien, sind gegen Ansprüche politischer oder wirtschaftlicher Konkurrenten zu schützen, der Kolonialbesitz des schwachen Portugal und China, das wie eine offene Beute für Alle, die zugreifen wollen, daliegt, werden den aufsteigenden Konquistadorentypel unterstützen, und ist die großartige Energie, die den Nordamerikaner auszeichnet, erst einmal ganz in die falsche Richtung einer aggressiven Weltpolitik übergeleitet, so lassen sich die Folgen nicht mehr übersehen. Ich habe mich lange und eindringlich mit der Geschichte der italienischen Stadtrepubliken beschäftigt. Sie wuchsen und erreichten die höchste Blüthe, so lange sie frei waren und in den Künsten des Friedens glänzten; sie sanken von ihrer Höhe, als Kriege und Eroberungen in den Vordergrund traten. Genuas freie Bürger waren genöthigt, sich dem Adel, der aus der Stadt und den Burgen der Umgegend glücklich vertrieben worden war, wieder in die Arme zu werfen, denn sie waren für die Kriegführung auf Hauptleute angewiesen, die, wie jene Adelligen, den Krieg ihr Leben lang als Handwerk betrieben hatten. Venedig vergaß über seinen Waffenthaten zu Wasser und zu Land, seinen Bündnissen und Entzweigungen, dem äußeren Glanz seiner Weltmachtstellung und den Vortheilen, die damit für die herrschende Klasse verbunden waren, Alles, wodurch es groß geworden war: den politischen Gemeinfinn, die Gemeinthatigkeit und seine Lebensbedingungen als Handelsstadt. Je mehr die Venetianer Kriege führten und eroberten, desto mehr wuchsen die Bedürfnisse des Staates und damit auch

Steuern und Lasten, desto unmenschlicher ward ihre Staatskunst, desto mehr senkten die bedrückten Landschaften und desto seltener wurden unter den Bedrückern Charaktere und Talente. Nicht durch die Entdeckung Amerikas, schreibt Romanin in seiner venetianischen Geschichte, ist die Beherrscherin der Adria entthront worden. Die Ausbreitung auf dem Festlande war es, die eine Berlegenheit nach der anderen mit sich brachte, den Blick von der Seeherrschaft abzog, ungeheure Summen verschlang und die Arbeit des Kapitals hemmte. Jeder Verrittene kam mit Pferd und Ausrüstung der Republik auf nicht weniger als eintausend Dukaten zu stehen. Die Plakereien und der Steuerdruck wurden unerträglich, den Bauern nahm man den Puy ihrer Weiber, ja, die Schlösser von den Thüren weg, die Bewohner ganzer Ortschaften flüchteten vor den Praktiken administrativer Ausbeutung, etwa wie es heute noch in der Türkei geschieht, und allein im Jahre 1590 nahm die festländische Bevölkerung um achtzigtausend Menschen ab. Die äußeren Verwickelungen aber, die endlosen Kriege mit anderen Seestaaten, mit den Ungläubigen, dann die Konflikte mit Spanien, Florenz, dem Papst, den verbündeten Großmächten, überstiegen schließlich die Kräfte des Staates, führten zu Niederlagen und hinterließen nichts als eine Politik der Gebrochenheit, der Schwäche und Zweideutigkeit. Da schwand auch die einst unerschöpflich scheinende Fülle des Reichthumes. Noch im vierzehnten Jahrhundert war der Niedergang verdeckt geblieben, aber im fünfzehnten trat der Verfall deutlich hervor, die Zahl der Arsenalarbeiter sank von einem Tausend, ausgezeichnet durch besondere Tüchtigkeit, auf ungefähr 450, zum Theil Arbeiter untergeordneten Schlages, herab, das allgemeine Vertrauen und die freiheitlichen Einrichtungen verschwanden, dafür hielt die Inquisition ihren Einzug und eine Oligarchie, grausam aus Furcht, nur darauf bedacht, sich selbst zu erhalten, ergriff das Staatssteuer. Die Gefahr, die den Vereinigten Staaten droht, ist, mag sie auch dem Auge der Menge noch verborgen sein, im Grunde ganz die selbe; denn die Geschichte wiederholt unter andern Namen und in anderem Gewande stets das Selbe: Eadem, sed aliter. Abgeschwächt, wenn auch nicht beseitigt, wird die Ähnlichkeit nur dadurch, daß die militärischen Einrichtungen des Landes nicht sehr fest wurzeln, daß keine Tradition vorhanden ist und daß die Erfahrung nach dem Sezessionskriege eine leichte Wiederaufnahme der zum Waffendienst hervangezogenen Elemente in die bürgerlichen Berufsarten gezeigt hat. Namhafte Truppenführer und selbst ausgezeichnete Kriegshelden verwandelten sich damals überraschend schnell in geschäftskundige Abgeordnete, Senatoren und Großindustrielle, denen der Glanz der Uniform offenbar sehr wenig in die Augen stach. Doch liegen die Verhältnisse heute weniger günstig als zur Zeit des Bürgerkrieges.

Giebt die Rückwirkung des Krieges auch auf den Sieger also eher Befürchtungen als Hoffnungen Raum, so ist die Befreiung Kubas und der

Philippinen doch mit Freude zu begrüßen. Vierzig Jahre hindurch hat Kuba um seine Unabhängigkeit gerungen; und selbst wenn die nächste Zeit noch von inneren Kämpfen, bedingt durch die politische Unreife und die Gegensätze zwischen Stadt und Land, zwischen Weißen und Farbigen, ausgefüllt werden sollte, so wird Das besser sein als ein hoffnungsloses Hinziehen unter spanischem Regiment. Noch erfreulicher ist die Vernichtung der verdummenden Priesterherrschaft auf den Philippinen, einer Herrschaft, die thatsächlich nichts Anderes bezweckte als: jeden Lufthauch moderner Civilisation von der eingeborenen Bevölkerung fern zu halten. Hier standen Aufklärung und Obsturantismus in den beiden kriegführenden Mächten einander verkörpert gegenüber; und aus diesem Gegensatz erklärt sich auch das Verhalten der mit dem Clerikalismus verbrüdereten Parteien, besonders in Frankreich und Italien, und die Stellungnahme des Papstes bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Alle zitterten um Spaniens Geschick, weil sie fühlten, daß die drohenden Wunden auch ihnen geschlagen werden würden; der Papst bot seinen ganzen Einfluß auf, um den Krieg zu verhindern, und als er dennoch ausgebrochen war, erklärten die Priesterfreunde, Amerika führe einen ungerechten Krieg, — die Heuchler, die bisher noch jeden Krieg für gerecht erklärt haben, von dem sie sich oder der Kirche einen Erfolg versprochen. Sie hätten auch gern den vollständigen Sieg Amerikas verhindert und nur die Furcht legte ihnen Rücksicht auf.

Amerika hat den von Vielen gefürchteten Beweis erbracht, daß die Völker keiner stehenden Heere bedürfen, die — wenigstens für uns Italiener — den finanziellen Ruin bedeuten, daß Entscheidungen ohne große Verluste an Menschenleben herbeigeführt werden können und daß es neben dem falschen Heroenthum auch in unserer Zeit noch ein des Vergleiches mit der Antike nicht unwürdiges Heldenthum giebt. In der madrider Deputirtenkammer hat ein Abgeordneter offen gesagt, daß die Presse und die öffentliche Meinung, die eine in Wechselwirkung abhängig von der anderen, als sie zum Kriege drängten, in ganz Spanien darüber einig waren, daß ein handeltreibendes Volk ohne reguläre Truppen, ohne galonnirte Generale, ohne Rekrutenreiß und jährliche Manöver keinen Krieg führen könne und daß die Amerikaner bei den ersten Kanonenschüssen wie die Hasen fliehen würden. Der Flottenleistung namentlich sollte, auch nach Urtheilen hochgestellter italienischer Sachverständigen, die ich zu hören Gelegenheit hatte, das Fehlen gründlicher Vorbereitung, der Mangel an Disziplin, die nationale Puntschedigkeit des aus allen Ländern angeworbenen Marinepersonals, und was sonst mit der Improvisation einer großen Kriegsflotte zusammenhing, hinderlich entgegenstehen. Das Gegentheil ist eingetreten und es hat sich gezeigt, daß die Fähigkeiten, die durch die moderne Industrie, die Maschinenteknik und die productiven Unternehmungen des Friedens herangebildet werden, manchmal mehr werth sind als die Eigenschaften, die der Automatismus der Kaserne und des Exerc-

zufluges züchtet. Zwei Flotten der Spanier, mit großen Opfern von Jahr zu Jahr erhalten, mit einer gebienten Mannschaft, die überall als vorzüglich bezeichnet worden war, zum Theil durchaus fortgeschrittenen Anforderungen der Marinetechnik entsprechend, wurden weggeblasen, ohne daß die Amerikaner Verluste an Menschen oder Material hatten, und wäre der Landsturm auf Santiago unterblieben, der vielleicht nur dem Bestreben zuzuschreiben war, das Nationalfest vom vierten Juli mit einem Siege zu feiern, und hätten nicht seitdem schleichende Krankheiten reichliche Opfer gefordert, so würden die Amerikaner beinahe von einem „lustigen Krieg“ zu sprechen berechtigt sein. Trotzdem werden die militärischen Lehren dieses Krieges im kontinentalen Europa kaum beherzigt werden. Unsere stehenden Heere gelten den Regierungen und den herrschenden Klassen zu sehr als Werkzeug ihrer eigenen Macht, ihrer Superiorität über die unbewaffnete Mehrtheit der beherrschten Klasse. So lange dieser Gegensatz nicht verschwindet, wird der Militarismus auch fortbestehen, — selbst dann, wenn jede äußere Gefährdung der Staatsicherheit oder jede Möglichkeit einer Nutzbarmachung der nationalen Wehrkräfte für Zwecke auswärtiger Politik wegfallen könnte.

Turin.

Professor Cesare Lombroso.



Wirthschaftliche Folgen des Krieges.

Der Krieg, den Spanien zur Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse gegen die Insurgenten auf Kuba führte, hat eine lehrreiche Thatsache gezeigt. Als zur Fortführung des blutigen Krieges immer wieder frische Soldaten nach Kuba eingeschifft wurden, wo bereits ungezählte Tausende in den Spitälern schwächeten, da revoltirten schließlich in verschiedenen spanischen Städten Volk und Soldaten gegen die Einschiffung weiterer Truppen und namentlich waren es die Mütter, die sich dagegen empdrten, daß ihre Söhne weiter dem Experiment geopfert werden sollten, die kubanischen Zollverhältnisse — denn um diese handelte es sich in der Hauptsache — aufrecht zu erhalten. Um die tiefe Währung zu vertuschen, die sich des spanischen Volkes bemächtigt hatte, wurde von der Regierung die Nachricht verbreitet, es handle sich um eine Bewegung der Anarchisten. Schließlich war man genöthigt, der Volksstimmung Rechnung zu tragen und den General Weyler zurückzuberufen, dessen Kriegführung so viele Opfer an Menschenleben gekostet hatte. Und als nun General Weyler heimkehrte, da fuhrn ihm die spanischen Fabrikanten mit einem eigens dazu geharteten Dampfer aufs offene Meer entgegen und führten ihn im Triumph in die Heimath zurück.

Die Erbitterung des Volkes gegen den General Weyler ist auch außerhalb Spaniens leicht verständlich. Außerhalb Spaniens dürften aber nur Wenige wissen, warum die spanischen Fabrikanten, entgegen der Volksstimmung, sich für Weyler begeisterten und für ihn eintraten. General Weyler hatte auf Kuba in der Hauptsache für die Aufrechterhaltung der Zölle auf nicht spanische Fabrikate gekämpft. Er hatte also für die spanischen Produzenten gekämpft, zu deren Wohl-

ergehen eine Anzahl spanischer Konsumenten geopfert werden mußte. Und wie die spanischen Soldaten auf Kuba ihr Leben zum Wohl der spanischen Produzenten einsetzen mußten, die sich mit einem geringen Vösegeld von der Militärpflicht freikaufen, so ließen die amerikanischen Produzenten auf Kuba für den freien Eingang ihrer Produkte kämpfen: deshalb rüsteten sie die berühmtesten Flüsterexpeditionen aus. Als diese Expeditionen aber nicht den gewünschten Erfolg hatten, fand man es doch billiger und zweckmäßiger, wenn der Kampf auf Staatskosten geführt werde. Nun erschienen in der amerikanischen Presse Artikel über Artikel, die die Unsicherheit des amerikanischen Eigenthumes auf Kuba in den düstersten Farben schilderten und den Schutz der Regierung dafür forderten. Das in industriellen Unternehmungen auf Kuba angelegte amerikanische Kapital wird auf 30 bis 50 Millionen Dollars geschätzt. Der Betrag des Handelsaustausches zwischen den Vereinigten Staaten und Kuba wuchs in der Zeit von 1880 bis 1893 von 64 auf 103 Millionen Dollars. Die materiellen Interessen der Amerikaner waren auf Kuba selbst vor dem Kriege unter dem spanischen Eingangszoll schon fast so groß wie die Spaniens, und da in Geldsachen bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört, war die öffentliche Meinung am Leichtesten zu gewinnen, wenn man sie davon überzeugte, daß das amerikanische Eigenthum auf Kuba gefährdet sei.

Eins der größten Besitzthümer auf Kuba, wenn nicht das größte, gehört dem vielfachen amerikanischen Millionär Edwin Atkins, dem Vizepräsidenten der Union-Pacific-Railway. Er hatte schon vor Ausbruch des Aufstandes große Ländereien erworben und sie dann durch weitere Erwerbungen noch bedeutend vergrößert. Atkins bogab sich persönlich zu Mac Kinley und protestirte gegen dessen Behauptung, daß das amerikanische Eigenthum auf Kuba von den Spaniern nicht genügend geschützt sei und deshalb von den Vereinigten Staaten geschützt werden müsse. Auch sein Besitz sei genügend von den Spaniern geschützt. In der Ungewißheit über die wahren Verhältnisse beauftragte der Senat den Senator Proctor, der für vollkommen respektabel galt, die wahre Sachlage auf Kuba zu erforschen. Da Proctor sich jedoch an die Aufständischen hielt, lernte er die Verhältnisse nur von ihrer Seite aus kennen. Die Rede, die er nach seiner Rückkehr im Kongress hielt und in der er die Zustände äußerst schwarz malte, ist bekannt. Weniger bekannt aber ist das Intermezzo, das er während der selben Rede mit Atkins hatte. Unter Anderem sagte Proctor, Atkins' Behauptungen über die Sicherheit des amerikanischen Eigenthumes seien falsch. Er sei an den Besitzungen Atkins vorbeigefahren und habe von der Eisenbahn aus selbst die unerhörtesten Vorgänge auf dessen Besitzungen beobachtet. Darauf rief ihm Atkins zu, zwischen der Eisenbahn und seinen Besitzungen liege eine Bergkette; seine Besitzungen könne man daher von der Eisenbahn aus gar nicht sehen. Das half aber nicht. Die Gemüther war schon zu sehr erregt. In der breiten Masse des amerikanischen Volkes spielt das menschliche Gefühl eine große Rolle, und namentlich dann, wenn es sich um unterdrückte Völker handelt. Die Zeitungsnachrichten und die Rede Proctors über die kubanischen Zustände riefen eine ungeheure Bewegung hervor, die vielleicht auch ohne die Maine-Katastrophe und ohne die zahlreichen finanziellen Operationen, die viele einflußreiche Personen in der Erwartung des Kampfes vorgenommen hatten, zum Ausbruch des Krieges geführt haben würde. Die Kriegslust kommt naturgemäß leichter zum Durchbruch in einem Lande mit bezahltem Heer als in einem mit

allgemeiner Wehrpflicht. In mehreren südlichen und mittleren Staaten stieß die Einberufung der Milizen thatsächlich auf Schwierigkeiten, da die Mannschaften erklärten, sie seien nur zum Kriegsdienst verpflichtet, wenn der Feind in das Bundesgebiet eingebrungen sei; die Verwendung der Milizen zu Eroberungskriegen außerhalb der Union verstoße gegen die Verfassung. In der Stadt Richmond kam es zu einem vollständigen Aufstand, da sich die Milizen der öffentlichen Gebäude und Kassen bemächtigten.

Das schnelle Ende des Krieges ist durchaus nicht nur der Unthätigkeit der Spanier, ihrer mangelhaften Armirung und ihrem finanziellen Ruin zuzuschreiben, sondern beinahe eben so sehr dem Bedürfnis der Amerikaner, aus der mißlichen Lage herauszukommen. Daher der Verzicht auf jegliche Kriegsschädigung und die Geneigtheit, sich über die Philippinen später zu verständigen. Wenn aber mit dem Ende des Krieges auch die zahlreichen Schwierigkeiten erledigt sind, die der Kriegsführung entgegengestanden haben, so sind damit längst noch nicht die Schwierigkeiten gehoben, die der Krieg im Gefolge haben wird. Wenn Mac Kinley in seiner Botschaft auch von einer Angliederung Kubas gesagt hat: „Das wäre noch unserem Moralkodex ein verbrecherischer Eingriff“, so wird Amerika schließlich doch nichts Anderes übrig bleiben, als die Angliederung zu vollziehen. Schon weiß man, daß die Insurgenten zum größten Theil nicht besser sind als die sogenannten Aufständischen auf Kreta; schon haben sich die Insurgentenführer von den Amerikanern zurückgezogen und es ist vorauszusehen, daß die Amerikaner sie eben so zu Feinden haben werden wie früher die Spanier; sie bleiben eben, was sie waren: Räuberbanden. Natürlich muß man die feinen Herren, die hinter den Coulissen sitzen, die „Drahtzieher“, hier eben so von ihren Handlangern und Werkzeugen unterscheiden wie z. B. die Herren des Armenischen Komitees in London von den „Armenicern“ oder wie einen Don Carlos von den „Carlisten“. Hat man doch auch die Pircolomini von den Macdonald und Deveroux immer fein säuberlich unterschieden.

Schon jetzt verwahrt sich die Regierung in Washington dagegen, daß die Erklärung, die der Kongreß über die Annexion Kubas abgegeben habe — an die, nebenbei bemerkt, ein anderer Kongreß nicht gebunden ist —, so ausgelegt werde, als ob die Vereinigten Staaten nur die Spanier von Kuba vertreiben und dann die Insel ihrem Schicksal überlassen wollten. In maßgebenden new-yorker Kreisen ist man überzeugt, daß die Annexion früher oder später erfolgen wird. Die Annexionspartei in Amerika deutet darauf hin, daß das ganze wirtschaftliche Interesse der Insel zur Angliederung an die Vereinigten Staaten treibe. Kubas Hauptprodukt sei der Zucker; und wenn es für dieses Produkt nicht den Markt der Vereinigten Staaten habe, so habe es überhaupt keinen Markt und den durch den Aufstand verloren gegangenen amerikanischen Markt könne es nur zurückgewinnen, wenn ihm die Annexion den Vortheil zollfreier Einfuhr biete. Hierin liege der stärkste Grund für die Angliederung der Insel an die Vereinigten Staaten. Ob die Insel offiziell angegliedert wird oder nicht, ist für die wirtschaftlichen Verhältnisse nebensächlich. Der erste Akt, den Mac Kinley nach der Eroberung Santiagos vollzog, war, daß er den amerikanischen Zolltarif einführte. Daraus folgt, daß dieser Tarif spätestens nach dem Friedensschluß auf der ganzen Insel zur Anwendung gebracht werden wird. Die logische Konsequenz der An-

wendung des amerikanischen Zolltarifs auf die Einfuhr nach Kuba ist aber zollfreie Einfuhr der kubanischen Produkte nach Amerika. So haben denn die amerikanischen Fabrikanten und der Zuckertrust ihren Willen bekommen und die Vortheile, die ihnen hieraus erwachsen, werden sicher bald die Kosten decken, die ihnen die Filibustierausrüstungen und die Kriegsbeute vermuthlich bereitet haben. Havemeyer, das Haupt des amerikanischen Zuckertrusts, besitzt schon ausgedehnte Ländereien auf Kuba, und da durch die Insurrektion und den Krieg der Geldbedarf auf Kuba nicht geringer geworden ist, wird es jetzt nicht schwer sein, zu billigen Preisen weitere große Besitzungen dort zu erwerben. Amerika hat einen Zuckerbedarf von zwei Millionen Tons; davon liefert Louisiana etwa 250 000 Tons während 100 000 Tons aus Rüben, Sorghum, Uhorn und anderen einheimischen Zuckerproduktionen kommen. Vor der letzten Revolution hat die kubanische Zuckerproduktion es zu über 1 Million Tons gebracht (1893/94 1 160 000 Tons). Gut unterrichtete amerikanische Zuckerinteressenten sind überzeugt, daß Kuba bereits in zwei bis drei Jahren den gesammten Zuckerbedarf Amerikas decken wird. Das bedeutet für den amerikanischen Staat zunächst einen Ausfall von jährlich rund 45 Millionen Dollars, die der Zoll auf den eingeführten Zucker bisher eingebracht hat. Das bedeutet aber außerdem die Vernichtung der Zuckerproduktion Louisianas, die ohne den Schutzzoll nicht bestehen kann. Das Zuckerrohr kann keinen Frost vertragen; in Kuba giebt es keinen Frost, in Louisiana wird aber das Zuckerrohr von Zeit zu Zeit vom Frost heimgesucht. Rechnen wir die Tonne Louisiana-Zucker nur mit 80 Dollars, so repräsentirt der Wegfall der Produktion Louisianas einen Verlust von jährlich 20 Millionen Dollars. Allerdings wird man mit der Zeit versuchen, Anderes zu pflanzen, doch kommen in den morastigen Gegenden Louisianas (swamps), in denen das Zuckerrohr gedeiht, so leicht keine anderen Pflanzungen fort. Man spricht schon jetzt davon, daß man versuchen wird, dort Reis zu pflanzen.

Zunächst werden die Pflanze auf Kuba und der Zuckertrust ein Bombengeschäft machen. Beide werden sich wohl, so weit sie nicht schon eine Personalunion bilden, in die Differenz theilen, um die der kubanische Zucker, wenn er keinen Eingangszoll zu zahlen hat, sich für Amerika billiger stellt als der Zucker anderer Provenienzen. Rohrzucker wird ohnehin schon um eine Mark höher bewerthet als Rübenzucker. Seitdem Amerika auf Rübenzucker aber eine „countervailing duty“ in Höhe der gezahlten Exportprämie gelegt hat, notirt der davon befreite Javazucker drüben zwei Mark höher. In dem Maß, wie Kuba den Bedarf Amerikas deckt, fällt natürlich der durch die „countervailing duty“ auf den Rohrzuckerpreis erzeugte Aufschlag und hört Amerika auf, ein Abnehmer für anderen Rohrzucker und für Rübenzucker zu sein. Von diesem Zucker hat es ca. 300 000 Tons importirt. Der Rest des Imports war Rohrzucker. Hört es auf, als Abnehmer dafür aufzutreten, so bleibt dem Rohrzucker in der Hauptsache nur noch der englische Markt, der bisher auch der Hauptabnehmer für den Rübenzucker war. England hat im letzten Jahr über 1 600 000 Tons Zucker konsumirt. Der Rohrzuckerexport der Welt betrug rund 2 500 000 Tons; davon aus Kuba und Puerto Rico etwa 300 000 Tons. Fällt Amerika künftig als Abnehmer fort, so kann der ganze englische Zuckerbedarf durch Rohrzucker gedeckt werden. Dann sieht Europa mit seinen Exportprämien da und kann sie nicht verwertzen. Es wird

dann nichts Anderes übrig bleiben, als dem Zucker die inneren Märkte zu eröffnen, indem man die ungeheuren Steuern, die auf der Produktion lasten und die in Deutschland z. B. mehr betragen als der augenblickliche Transitwerth, fallen läßt. Daß der Zuckerkonsum noch sehr ausdehnungsfähig ist, beweisen uns die Länder, die, dank unserer Exportprämie, den Zucker zur Hälfte unseres Inlandspreises erhalten. In England z. B. ist der Konsum pro Kopf der Bevölkerung mehr als dreimal größer als in Deutschland (im Jahre 1896/97 39,06 gegen 11,91 Kilo pro Kopf), wo im Durchschnitt der Steuerjahre 1895/97 der Zuckersteuerertrag (Materialsteuer, Verbrauchsabgaben) 117 Millionen Mark betrug. Das sind 2,20 Mk. pro Kopf der Bevölkerung oder pro Haushaltung von 4,6446 Köpfen (nach der Zählung von 1895) 10,20 Mk. Zuckersteuer. Man erwartet, daß sich schon in der nächsten Campagne die veränderten Verhältnisse auf Kuba geltend machen werden, da genug Zuckerrohr zu Felde steht, um 500 000 Tons zu liefern, ungefähr doppelt so viel, wie die letzte Campagne gebracht hat.

Eine weitere Veränderung erwartet man für die Tabakfabrikation. Die letzte große Ernte hat ungefähr 500 000 Centner gebracht; sie sind zum größten Theil in Kuba und Amerika verarbeitet worden. Das wird künftig in noch größerem Umfange der Fall sein. Den dadurch für Europa entstehenden Ausfall wird in der Hauptsache Brasilien zu decken haben.

Auch die amerikanische Rhederei wird aus den veränderten Verhältnissen Nutzen ziehen. So weit der bisherige Import aus Spanien künftig von Amerika gedeckt wird, werden die Schiffe, die Zucker und Tabak nach Amerika transportieren, auch mehr Rückfrachten als bisher finden. Wahrscheinlich aber wird Amerika das Navigationsgesetz, das nur einheimischen Schiffen die Küstenschiffahrt gestattet, ein Gesetz, das bis vor vierzig Jahren auch noch in England bestand, auf Kuba ausdehnen.

So ganz umsonst wird Amerika alle diese Vortheile natürlich nicht haben. Abgesehen von den nicht unwesentlichen Kriegskosten werden ihm auch dauernde Kosten aus dem kubanischen Krieg erwachsen. Schon verlanget, Präsident Mac Kinley werde eine besondere Tagung des Kongresses beantragen, die ein eigenes Gesetz betreffend die Erhaltung einer aktiven Armee von weiteren 100 000 Mann (bisher zählte sie 25 641 Mann) beschließen soll, von denen etwa 50 000 auf Kuba, 30 000 auf den Philippinen und 20 000 auf Puerto Rico stationirt werden sollen. Man sieht, daß die Amerikaner darauf gefaßt sind, auch nach der Eroberung Kubas auf der Insel kämpfen zu müssen.

Im Haushaltsetat der Vereinigten Staaten erreichte der Vorschlag der Ausgaben für das Finanzjahr 1897/98 nicht ganz 500 Millionen Dollars. Nach den neuesten Nachrichten hat der Krieg bis jetzt 150 Millionen Dollars, also etwa 640 Millionen Mark, gekostet. Das bedeutet einstweilen zu 4 Prozent ein jährliches Zinsforderniß von rund 25 Millionen Mark. Wie bei dem kleinen Heer diese ungeheuren Kriegskosten so schnell entstehen konnten, begreift man nur, wenn man weiß, was in Amerika vom Staatschatz bis zur Lieferung unterwegs liegen bleibt und was die Lieferanten selbst sich bezahlen ließen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Ende April wünschte das Quartiermeisteramt, 4000 Maulesel zu Transportzwecken anzukaufen. Der gewöhnliche Preis ist 80 Dollars; zum Preise von 90 Dollars konnte das Amt nur 600 Stück aufreiben, die übrigen Angebote schlug es

ab, da durchschnittlich 160 Dollar für einen Raulefel verlangt wurden. Bezeichnend ist auch, daß die mit mehreren nordamerikanischen Gesellschaften eingeleiteten Verhandlungen wegen Ankaufs von Schmelldampfern abgebrochen wurden, da die geforderten Preise den Werth der Schiffe um das Drei- bis Fünffache überstiegen.

Allerdings hat Amerika ja durch eine Kriegs-Einnahmen-Bill die Kriegskosten zu decken versucht; doch wird diese Steuer wohl mit dem Kriege aufhören müssen. Außerdem haben sich sieben der größten Gesellschaften, u. A. der Standard-Oil-Truſt, der Zucker-Truſt, die Pullman- und Wagner-Waggon-Gesellschaft, die Great-Northern, Boston- und Albany Eisenbahngesellschaft und die Chicago-, Milwaukee- und St. Paul-Eisenbahngesellschaft, vereinigt, um den Bestimmungen dieser Bill entgegenzutreten, und Jeder, der die amerikanischen Verhältnisse kennt, weiß, daß gegen die Truſts keine Geſetze zu Stande kommen können oder, wenn sie zu Stande kommen, auf dem Papier stehen bleiben, eben so wie der Kenner der amerikanischen Verhältnisse auch weiß, daß in Bezug auf die Kriegskosten das dicke Ende erst noch nachkommt, — in Gestalt von Pensionen für Invaliden, Wittwen und Waisen.

Aber vielleicht noch größer als die Ausgaben für das Heer werden die Ausgaben für die Marine werden, denn wenn sie auch der spanischen überlegen war, so hat der Krieg doch gezeigt, daß sie es mit einer modernen Marine nicht aufnehmen könnte. Die Amerikaner bauen ihre Kriegsschiffe ja auf eigenen Werften, aber selbst wenn sie die europäischen Werften hierfür mitheranziehen wollten, ist Das für die nächsten Jahre nahezu ausgeschlossen, da diese für den Bedarf Europas voll in Anspruch genommen sind. Aber auch die Ausrüstung der amerikanischen Flotte wird einer Erneuerung bedürfen, denn bekanntlich geht es den schwereren Geschützen wie den Bienen, die am Gebrauch ihrer Waffe zu Grunde gehen, und mit Munition hat die amerikanische Marine nach den spanischen Berichten ja nicht geknaufert. So geht denn die Eisenindustrie, die schon durch europäische Rüstungen, chinesische und russische Bahnbauten stark beschäftigt ist, auf der ganzen Linie glänzenden Zeiten entgegen.

Mögen die veränderten Verhältnisse großen Produzentengruppen und mächtigen Kapitalisten auch zum Vortheil gereichen, so wird doch der Staatsschatz durch sie stark in Anspruch genommen werden. Dann wird es sich rächen, daß Mac Kinley die „Plattform“, auf die er gewählt ist, nicht erfüllt hat, und leicht könnten wir es erleben, daß, weil ein gesundes Währungsgeſetz fehlt, Amerika trotz aller Prosperität wieder von der Goldauszehrung heimgesucht wird.

Was nun Spanien anbelangt, so ist, wie ich schon in der Einleitung bemerkt habe, der Vortheil der amerikanischen Fabrikanten im selben Maße der Nachtheil der spanischen und ähnlich verhält es sich mit der Weberei. Die Einfuhr Spaniens aus Kuba und Puerto Rico betrug 1895 67,4 Millionen Pesetas, die Ausfuhr 180,7 Millionen Pesetas, 22,5 Prozent der gesammten Ausfuhr. Es ist also verständlich, daß sich die spanischen Fabrikanten nach einem neuen Markt umsehen; und da ihnen Frankreich, das 1895 bereits 30 Prozent (238 Millionen Pesetas) der spanischen Ausfuhr annahm, am Nächsten liegt, ist es erklärlich, daß sich, wie kürzlich verlautete, weite Fabrikanten- und Händlerkreise Barcelonens alle erdenkliche Mühe geben, den politischen Anschluß an Frankreich zu erreichen, von dem sie, mehr noch als durch die Pyrenäen, durch hohe Schutzzölle getrennt sind. Daß ihr Bemühen von Erfolg gekrönt sein wird, ist sehr unwahrscheinlich.

Ob, abgesehen von diesen besonderen Kreisen, der Verlust Kubas ein Nachtheil für Spanien sein wird, muß stark bezweifelt werden. Die grausame und unvernünftige Weise, wie Spanien in seinen Kolonien gehandelt hat, hat nicht nur viel Blut und Eisen, sondern auch viel Gold gelöstet. Die spanische Staatsschuld ist dabei auf etwa neun Milliarden Pesetas angewachsen. (Selbst mit den bisherigen Kriegskosten beträgt die Staatsschuld des reichen Amerika, in Pesetas umgerechnet, noch keine 6 Milliarden, ungefähr 82 Pesetas pro Kopf der Bevölkerung gegen fast 500 Pesetas, die die spanische Staatsschuld pro Kopf der spanischen Bevölkerung ausmacht.) Kuba besonders ist der Schrecken der spanischen Mütter geworden und es ist wohl möglich, daß, wenn das bisher auf die Kolonien verwandte Geld und Menschenmaterial künftig der inländischen Produktion zugeführt werden kann, Spanien besseren Zeiten entgegengeht. Diese Auffassung hat auch die Börse dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie die Nachricht von der Annahme der amerikanischen Friedensbedingungen mit einer bedeutenden hausse in Spaniern beantwortete, an der allerdings auch Deckungen großer Blankoengagements einen wesentlichen Antheil gehabt haben sollen. In Spanien hängt aber Alles davon ab, in welchem Umfange das Geld in die Tasche der Kirche fließt, die nicht nur zu Fausts Zeiten einen „großen Magen“ gehabt hat. Ruhige, fleißige und gestittete Bürger der Philippinen bekennen offen, daß der Aufstand nicht gegen die Regierung, sondern nur gegen die spanischen Mönche gerichtet war, die sie ausfaugen. Bleibt Spanien in Besiz der Philippinen, so könnte es durch Eingiehung der Klöster und der geistlichen Besitzungen alle Kosten decken, die ihm der Krieg und der Aufstand auf Kuba verursacht haben. Daß es Das thun wird, ist allerdings nicht wahrscheinlich, denn in Spanien herrschen noch heute die Jesuiten, die selbst im Besiz eines ungeheuren Vermögens sind. Beide, Herrschaft sowohl wie Vermögen, verdanken sie der Unwissenheit der Masse und es ist also nur natürlich, wenn sie Alles thun, um sie weiter in einer Unwissenheit zu erhalten, von der wir uns hier gar keinen Begriff machen können. So z. B.) um nur ein charakteristisches Moment anzuführen, berichtete noch in allerleztter Zeit ein Freund aus Spanien, er habe dort auf dem Lande Leute getroffen, die überhaupt nicht wußten, daß Spanien sich im Kriege befinde. Ein Volk, das auf jedem Gebiet so zurück ist wie das spanische, hat natürlich wenig Aussicht auf Prosperität, — besonders heute, wo mehr als jemals Alles davon abhängt, daß man sich auf der Höhe der Zeit befindet.

Bei den Vereinigten Staaten sehen wir schon jetzt die Wirkungen der Vehren, die ihnen der Krieg erteilt hat. Der amerikanische Handel hat bisher mehr oder weniger gleichgiltig der Erbauung des Nicaragua-Kanals gegenübergestanden. Der Krieg hat gelehrt, wie notwendig dieser Kanal für die nationale Vertheidigung ist, und so wird es zweifellos eine der ersten Aufgaben des Kongresses sein, die Genehmigung zu seiner schnellen Herstellung zu erteilen. Wie die Rechte Nicaraguas dabei fahren, wird dem Kongreß vermuthlich nicht mehr Sorgen bereiten, als ihm bei dem kubanischen Krieg die Rechte Spaniens gemacht haben. Der Nicaragua-Kanal aber wäre eine Wirkung des Krieges, die für die gesammte Weltwirtschaft von größter Bedeutung sein wird; bekommen hätte man ihn natürlich auch ohne den Krieg, nur etwas später.

Schreibende Frauen.

Ist es nicht wunderbar, daß weibliche Schriftsteller so gern Versteck mit der lieben Lesewelt spielen? Nicht alle Frauen und Jungfrauen, die da schreiben, mögen offen Farbe bekennen. Es ist eine allbeliebte Sitte, sich einen unschuldigen fremden Namen zu borgen oder unter männlicher Maske zu sündigen oder hinter einem geschlechtslosen Zauberwort von geheimnißvoll ausländischem Klang zu verschwinden. Warum dies ängstliche Versteckspiel? Ist es weibliche Scham und Scheu, sich öffentlich bloßzustellen? Oder ist es seine weibliche Klugheit, einem ungünstigen Vorurtheil die Spitze abzubreaken?

Ein solches Vorurtheil besteht gewiß. Und nicht nur im großen Haufen. Ganz vernünftige Leute hegen gegen weibliche Federkünste eine geheime, tief wurzelnde Abneigung, die nur allzu erklärlich ist. Schon unseren Vätern haben geschwähige Kaffeeschwestern mit ihren heillosen Romanen einen gelinden Schrecken in die Glieder gejagt und man kann nicht sagen, daß diese edle Gattung im Aussterben begriffen ist. Im Gegentheil: ihre Vertreterinnen mehren sich von Jahr zu Jahr und bethätigen nach wie vor eine kaninchenhafte Fruchtbarkeit, um den Heißhunger der lesewürthigen Menge zu befriedigen. Sogar geborene Talente, die berufen schienen, weiblichen Stil zu Ehren zu bringen, sind auf halbem Wege reumüthig umgekehrt, um in zahlungskräftigen Unterhaltungsblättern ein sicheres Unterkommen zu finden und mit wohlfeilem Ruhm klingende Münze zu ernten. Vergebens suchen wir in diesen Hintertreppengeschichten für die sogenannten Gebildeten nach den besonderen Merkmalen weiblicher Kunst, nach weiblicher Eigenart, weiblicher Persönlichkeit. Und darauf kommt es hier allein an. Die Frage lautet: wie spiegeln sich in weiblicher Seele Welt und Menschen? Wie unterscheidet sich männliche und weibliche Kunst? Wie schreibt die Frau im Gegensatz zum Mann?

Gegensatz ist vielleicht nicht das rechte Wort. Es ist nicht nöthig, daß die beiden Geschlechter auf literarischem Feld in scharfen, schneidenden Gegensatz treten, daß Mann und Weib sich hier als Persönlichkeiten feindlich gegenübersehen, daß sie sozusagen gegen einander schreiben. Die moderne Frau hat wenig Ursache, dem modernen Dichter zu grollen; oft genug wird das leidende Weib in unserer Zeit auf dem Schild gehoben; es scheint fast, als wolle für die nächste Zukunft die Heldin den Helden ablösen. Aber mag

der Dichter der Gegenwart sich auch gern zum Anwalt des weiblichen Geschlechtes aufwerfen, mag er sich als geistiger Kämpfer auf die andere Seite stellen: sein Schaffen bleibt doch in seiner männlichen Individualität gegründet. Die natürlichen Gegensätze lassen sich nicht verwischen. Der Mann schreibt doch stets als Mann und das Weib als Weib. Unter der Schwelle des Bewußtseins brüten die Instinkte; und dieses Instinktive, dieses Unterbewußte ist entscheidend.

Auf allen dichterischen Gebieten haben Frauen ihre Saaten ausgeworfen, aber nicht überall haben sie reiche Ernte gehalten. Ich will damit nicht sagen, daß sie sich um Lyrik und Drama ganz vergeblich bemüht haben. Aber es sind doch nur vereinzelte Erscheinungen, wie Elsa Bernstein und Juliane Döry, die sich über den allgemeinen Durchschnitt erheben. Ihre ganze Kraft hat die schreibende Weiblichkeit auf epischem Gebiet entfaltet; hier hat schon eine ganze Reihe von Frauen verdiente Erfolge errungen. Vornan stehen die Namen Marie von Ebner-Eschenbach, Emilie Matzka, Maria Janitschek und Gabriele Reuter.

Am Bekanntesten ist die Meisterin Marie von Ebner-Eschenbach. Sie steht jetzt an der Schwelle des siebenten Lebensjahrzehntes. Fast Alle, die einst mit ihr auszogen, sich in den schreibenden Künsten zu versuchen, sind tot, — auch tot für unsere Kunst. Marie von Ebner-Eschenbach allein hat ihre Bedeutung nicht verloren. Schon in jungen Jahren hat sie es mit dem Theater versucht, eins ihrer jugendlichen Stücke — ich glaube, es heißt „Emil Roland“ — hat sogar den bekannten Achtungserfolg errungen und in den sechziger Jahren sind mehrere Kleinigkeiten auf der wiener Hofbühne erschienen: so das Lustspiel in einem Akt „Die Weischen“ und das dramatische Gedicht „Doktor Ritter“. Auf ihre alten Tage kehrte sie noch einmal zu ihrer Jugendliebe zurück, nach dreißigjähriger Pause ist sie jetzt mit dem Einakter „Ohne Liebe“ in der Hofburg wieder zum Wort gekommen. Aber diese lebenswürdigen Plaudereien wollen wenig sagen im Vergleich zu ihren Romanen und Novellen; die Bühnendichterin kann sich mit der Erzählerin nicht messen.

Man wird die gereifte Kunst dieser durchaus weiblichen Natur am Besten verstehen, wenn man ihr Leben betrachtet, — dieses ruhige, friedliche, glückliche Leben. Wenigstens nach außen war es so. Sie wurde als Grafentochter auf einem mährischen Schloß geboren, verlebte eine sorglose Jugend und genoss eine glänzende Erziehung, die von besonderen Hauslehrern geleitet wurde. Dazu soll sie, genialischen Naturen zum Troß, außerordentlich fleißig und lernbegierig gewesen sein. Im Jahr 1848 heirathet sie, die Ahtzehnjährige, einen tüchtigen österreichischen Genieoffizier, an dessen Seite sie ein halbes Jahrhundert leben sollte. Erst vor Kurzem hat sie ihren Gatten durch den Tod verloren. Ihren Gemohnheiten getreu, verlebte die greise Dichterin den

Winter gewöhnlich in Wien, den Sommer auf dem alten väterlichen Schloß bei ihrem Bruder. Hier ist sie umgeben von einem reichen Kreise von Nessen und Nichten, die ihr den versagten Kindersegen ersetzen müssen. So gleicht ihr Leben einem stillen, ruhigen Fluß. Was Noth und Elend ist, hat sie nie erfahren. Von der frühesten Kindheit bis in das späteste Alter hinein ist ihr jede äußere Sorge erspart geblieben; in dem gemeinen Kampf um das tägliche Brod brauchte sie nie ihre innere Kraft, ihr Selbstbewußtsein zu prüfen. Vielleicht war es ein Glück für diese feine, vornehme Natur. Wer weiß, ob sie sich in allen Nöthen ihre lebenswürdige, lächelnde Laune bewahrt hätte? Der Humor ist wie eine Blume, die viel Sonne braucht. Und mag der ringende Mensch aus dem ewigen Alltagskampf auch endlich als Sieger hervorgehen: in seinem Herzen bleibt ein bitterer Nachgeschmack all der Leiden und Entbehrungen zurück. In seine Stirn hat sich eine Furche gegraben, sein Lachen klingt nicht mehr rein. Marie von Ebner-Eschenbach hat das Alles nicht am eigenen Leibe erfahren; sie fand den Tisch ihr Leben lang hübsch und fein gedeckt. In dem warmen Sonnenschein zufriedener Wohlhabenheit konnte sich dieses Talent zu voller und reinsten Blüthe entfalten. Das fühlt man auch, wenn man ihre Bücher liest; selbst über den ernstesten und erschütterndsten liegt Etwas wie Sonnenschein. Sie hat keine Spur von Bitterkeit, von giftiger Laune; kein Tropfen Galle sickert aus ihrem Herzen in die Feder. Aus allen ihren Erzählungen spricht eine unendliche Güte, eine echt weibliche Milde, ein unerschütterlicher Glaube an das ewig Gute im Menschen. So ist Marie von Ebner-Eschenbach uns ans Herz gewachsen, so haben wir sie lieb gewonnen.

Den Reigen der Jüngerer eröffnet Emilie Mataja, die unter dem Namen Emil Marriot schreibt. Hier klingt das männliche Pseudonym nicht gerade überraschend, denn diese Frau hat in der That etwas Männliches, Entschiedenens, Selbständiges. Ich habe sie einmal in einem jener seltenen Häuser getroffen, wo noch die gute alte Geselligkeit gepflegt wird, und ihr Bild ist mir im Gedächtniß geblieben. Das schmale, scharf geschnittene Gesicht mit den großen Zügen erscheint wie in Bronze gegossen; zwei große, kluge Augen beobachten Welt und Menschen. Und eine Tugend scheint sie zu besitzen, die man beim schönen Geschlecht um so höher schätzt, je seltener man sie findet: die Schweigsamkeit. Am Abend wenigstens nahm sie nicht allzu regen Antheil an der allgemeinen Unterhaltung. Sie sprach fünf Worte und rauchte zehn Cigaretten.

Wie die Mär berichtet, erwachte ihre Schreiblust außerordentlich früh. Schon als neunjähriges Kind fing sie an, lyrische Gedichte zu schreiben, um ihr junges Herz zu entlasten, und mit fünfzehn Jahren genoß sie das große irdische Glück, sich zuerst gedruckt zu sehen. Aber die Schreiberei war bei

ihr keine Kinderkrankheit, die junge Mädchen schnell überwinden, wenn der erste Freier in Sicht ist; sie war ihr auch kein angenehmer Zeitvertreib, um nach Art großer Damen, die nichts auf der Welt zu thun haben, die Oede und Leere müßiger Stunden auszufüllen; die Beschäftigung mit der Feder wurde ihr ein Beruf, der sie völlig in Anspruch nahm, eine Kunst, die den ganzen Menschen verlangte. Die gut bürgerlichen Eltern waren natürlich nicht sonderlich erbaut von den brotlosen Künsten, die ihre unvernünftige Tochter betrieb, und thaten alles Mögliche, die romantischen Hirngespinnste aus dem jungen Kopf zu treiben. Aber es war vergebens; Emilie Mataja war rettungslos der Dichterei verfallen.

Wie Marie von Ebner-Eschenbach stammt auch Emilie Mataja aus Oesterreich; und fest wurzelt sie im Boden ihres Landes. Wohl ist sie über ihre katholische Heimath hinausgewachsen, sie hat die religiösen Einflüsse überwunden, unter denen sie groß geworden ist, sie hat einen weiten und freien Blick über Welt und Menschen gewonnen. Aber die besondere Umwelt, in der sie sich entwickelt hat, das Erdreich, aus dem sie hervorgegangen ist, verrieth sich in Allem, was sie geschaffen hat. Es ist ein weiter und beschwerlicher Weg, den diese geborene Dichterin hinter sich hat. Wie lange hat sie kämpfen müssen, um sich Anerkennung zu verschaffen! Mancher schöpferischen Kraft ist eine späte Anerkennung gewiß zum Segen geworden, denn es giebt Künstlernaturen, die einen frühreifen Ruhm nicht recht vertragen können; ein leichter Sieg wird leicht verhängnißvoll. Emilie Mataja brauchte diese Gefahr nicht zu bestehen. Sie bezwang die Gleichgiltigkeit der Masse nicht bei ihrem ersten Auftreten; sie eroberte die lesende Welt nicht mit einem Werk; ihr gelang kein sogenannter großer Wurf, der ihren Namen durch alle Lande trug. Sie hat um die Palme eheulich ringen müssen. Klein fing sie an und langsam wurde sie groß. Die Skizzen und Novellen, die sie anfangs schrieb, gingen spurlos in dem großen Gewoge des literarischen Lebens unter; auch ihr erster Roman war ein Schmerzenskind, das der jungen Mutter keine rechte Freude bringen wollte. War es weise Selbsterkenntniß, daß sie ihn später mit entschlossener Hand aus dem Buchhandel zurückzog? Aber sie ließ die Feder nicht sinken, kein äußerer Mißerfolg konnte das lodernde Feuer dieser Schaffenskraft dämpfen und ersticken. In starkem Glauben, in unerschütterlichem Selbstbewußtsein ging sie aufrecht ihren eigenen Weg. Ihr künstlerischer Werdegang zeigt keine unnatürlichen Sprünge; er bildet eine stetig aufsteigende Linie und ihre Bücher sind die sichtbaren Merksteine ihrer Entwicklung.

Emilie Mataja ist keine beschauliche Natur und ihre Werke sind keine Idyllen. Sie ist ein moderner Mensch vom Scheitel bis zur Sohle und ihre Bücher geben Zeugniß von Allem, was unsere Zeit bewegt. Ein scharfer

Wind stürmt durch diese Blätter, eine fast revolutionäre Leidenschaft schäumt in diesen Schriften. Aber es ist eine gebändigte Leidenschaft, eine Leidenschaft, der Zaum und Jügel angelegt ist. Eine starke und sichere Hand hält die Leine und lenkt die wilden, ungeberdigen Kräfte.

Die Dritte im Bunde ist Maria Janitschek. Ueber die Jugend und die ersten Eindrücke, die diese eigene Natur empfing, habe ich nicht viel erfahren können. Ich weiß nur, daß auch sie aus Oesterreich stammt und mit dem Professor Janitschek verheirathet war, der an den Universitäten Straßburg und Leipzig Kunstgeschichte lehrte. Nachdem sie ihren Gatten durch den Tod verloren hatte, zog sie nach Berlin, um sich hier dauernd niederzulassen. Mit ihren beiden Landsmänninnen hat sie nicht viel gemein. Auch sie hat versucht, uns realistisch zu kommen, aber ich weiß nicht, ob dieser Versuch besonders geglückt ist. Ich erwähne nur die kleine Sammlung von Novellen und Skizzen, die „Vom Weibe“ handeln. Jedenfalls hat dies Buch nicht dazu beigetragen, das Verständniß für ihre Kunst zu fördern. Vielen Leuten, die weiter nichts von Maria Janitschek gelesen haben, hat es ein falsches Bild ihrer geistigen Persönlichkeit gegeben. Ich saß einmal mit einem alten Herrn aus dem Hinterlande zusammen, der den schönen Künsten im Allgemeinen ziemlich gleichgültig gegenübersteht. Aber der vielversprechende Titel hatte ihn gelockt und gereizt, das Buch zu kaufen; er hatte es gelesen und schmunzelnd gestand er mir sein Behagen. Alten und jungen Wieder-männern hat das Buch eine passende Gelegenheit zu allerhand unpassenden Bemerkungen geboten und mancher kunstbesessene Jüngling hat seinem ent-rüsteten Schamgefühl Ausdruck gegeben. Ja, Frau Maria Janitschek, wie konnten Sie solche Dinge aussprechen! Wie konnten Sie nur eine Skizze wie diese „Lehrerin“ schreiben! Es war nicht klug, — nein, es war ganz gewiß nicht klug von Ihnen, Frau Janitschek!

Man kann auch an der Sprache Maria Janitscheks seine Aussetzungen machen. Wenn man ihre Schriften mit spitzfindigem Spürsinn durchsucht, kann man manche Unebenheiten entdecken. Der Grund liegt vielleicht in einer gefährlichen Neigung zum Uebereifer; Maria Janitschek ist zu fleißig. Es ist, als ob ihre Schaffenslust lange gewaltsam zurückgehalten worden wäre, daß sie jetzt so plötzlich und unmittelbar zum Ausdruck kommt. In dreizehn Jahren hat sie mehr als zwanzig Bände herausgegeben. Das ist ein Bißchen viel, wenn die Bände auch nicht allzu dickleibig sind. Ihre ersten Dichtungen in Vers und Prosa zeigten einen romantischen — oder richtiger: symbolisti-schen — Zug und dieser Zug geht stärker oder schwächer durch alle ihre Schöpfungen. Sie ist keine Dichterin der Wirklichkeit und ihre Werke sind keine Bilder aus dem alltäglichen Leben. Für ihre Geschöpfe wird man ver-gebens nach lebendigen Modellen suchen; sie stammen nicht aus der Wirklich-

keit; sie sind der dichterischen Einbildungskraft entsprungen, aus der Phantasie geboren. Eins ihrer Bücher führt den Namen „Ins Leben verirrt“. Diesen Namen könnte man als Gesamttitle über ihre Werke setzen. Man meint, alle ihre Menschen hätten sich ins Leben verirrt. Sie fühlen sich nicht heimisch in dieser Welt, sie stehen der Wirklichkeit fern und fremd gegenüber, es sind Naturen, die sich dem Bestehenden nicht anpassen können. Immer wieder kehrt der tragische Typus des Childe Harold, der seine Heimath verläßt, der ruhelos in der Welt umherwandert, um Glück und Frieden zu finden. Wie ein Leitmotiv klingt diese Sehnsucht durch alle ihre Schöpfungen.

Eine ganz andere Natur ist Gabriele Reuter. Vor wenigen Jahren war sie noch völlig unbekannt. Wer nannte ihren Namen? Sie hatte schon ein paar Erzählungen herausgegeben, aber ohne ein Wässerchen zu trüben. Da erschien der Roman „Aus guter Familie“, — und die guten Familien sahen sich im Spiegel. Das Buch fand reizenden Absatz, in kaum einem Jahr konnten vier Auflagen erscheinen und Das will Etwas sagen im lieben Deutschland. Auch diesem Talent werden eigene Erfahrungen und Erlebnisse Richtung und Ziel gewiesen haben. Gabriele Reuter wurde als die Tochter eines deutschen Kaufmannes in Alexandria geboren und verlebte hier die ersten vierzehn Jahre ihres Lebens. Unter südlichem Himmel empfing das Kind die ersten Eindrücke, fern vom Zwang europäischer Schicklichkeit wuchs es auf, in ungebundener Freiheit erwachten die ersten Gedanken und Empfindungen. Wer weiß, ob ihr Talent im afrikanischen Land, fern von abendländischer Geisteskultur, aufgeblüht wäre? Oft wirkt ein Ereigniß, ein Erlebnis, wie ein befruchtender Regen, der die Keime zur Entwicklung bringt. Ein solches Ereigniß war für Gabriele Reuter die Heimkehr. Nachdem ihr Vater gestorben war, verließ sie das Land der Pyramiden und kam nach Deutschland. Dieses Deutschland war ihre Heimath, aber eine fremde Heimath; sie betrat eine neue Welt. Vielleicht hätte diese Wendung in ihrem Leben sich nicht so fühlbar gemacht, wenn sie in eine Weltstadt, in großstädtische Umgebung verpflanzt worden wäre; die Gegensätze wären nicht so schroff gewesen und hätten nicht so tief gewirkt. Aber die Verhältnisse führten Gabriele Reuter in die deutsche Provinz, in enge kleine Städte, die sich noch alle die einzelnen Gesetze von Schicklichkeit und Anstand, die ganze bürgerliche Sittlichkeit der guten alten Zeit in jungfräulicher Reinheit bewahrt haben. Man denke sich eine junge und selbständige Natur, die sich in südlicher Freiheit entwickelt hat, in der Unnatur dieser kleinen und kleinstlichen Verhältnisse! Mußte sie nicht messen und vergleichen? Mußte sich ihr kritisches Auge nicht öffnen? Mußte sie sich nicht empören gegen Alles, was sie sah und hörte, gegen Alles, was sie am eigenen Leibe erfuhr?

So schrieb sie den Roman „Aus guter Familie“, den sie selbst „die

Leidensgeschichte eines jungen Mädchens“ nennt. In dieser Geschichte hat sie ihre Erfahrungen und Erlebnisse niedergelegt; es ist ihre Beichte, ihr Bekenntniß. Es ist zugleich eine heftige Kritik des bürgerlichen Familienlebens, eine leidenschaftliche Anklage der doppelzüngigen Gesellschaftsmoral. So hatte noch kein Psychologe und Analytiker die weibliche Seele bloßgelegt; so hatte noch kein Sittenschilderer diese kleine Welt im Verborgenen beleuchtet; so wahr und offen hatte noch Niemand über die vielgerühmte deutsche Sittsamkeit gesprochen. Eine Frau mußte kommen, um uns die Augen zu öffnen, um uns zu sagen, wie es in Wahrheit aussieht. Das Buch war eine That: wie ein Blitz schlug es in das deutsche Haus und Großmutter, Mutter und Kind fahren entsetzt in die Höhe. Man war allgemein empört, ein Sturm der Entrüstung erhob sich in den deutschen Gauen. Ist es nicht ein gutes Zeichen, wenn ein Buch eine solche Entrüstung entfesseln kann?

Man hat Gabriele Reuter vorgeworfen, daß ihr hartes Urtheil keine allgemeine Geltung habe, daß ihre Unstittenschilderungen allzu persönlich gefärbt seien. Gewiß tritt ihre Persönlichkeit stark in den Vordergrund. Gabriele Reuter verschwindet nicht hinter ihrem Werk, ihre Gestalten wirken nicht nur durch sich selbst. Man kann nicht sagen, daß ihre Geschöpfe dichterischer Phantasie entspringen. Sie sind wohl dem Leben nachgebildet, sie tragen unverkennbare Züge der Wirklichkeit. Aber die Dichterin legt ihren Menschen vielleicht zu viel von Dem, was ihr persönlich am Herzen liegt, in den Mund; namentlich ihre Heldinnen benützt sie gern als Sprachrohr eigener Gedanken und Empfindungen. So verwischen sich hin und wieder die Züge des ursprünglichen Bildes. Ihre Gestalten sind nicht immer aus einem Guß, nicht immer selbständige Eigenwesen mit jenem tiefen, dunklen Leben, mit jenem räthselhaften Etwas, das sich nicht erklären läßt. Manches ihrer Geschöpfe erscheint wie eine geniale Maschine, die sich nach dem Willen der Meisterin bewegen muß. Man fühlt noch, daß die Dichterin Etwas sagen will, und Das sollte man nicht fühlen. Aber man darf nicht vergessen, daß Gabriele Reuter bis jetzt verhältnißmäßig wenig geschaffen, daß sie ihre Kraft noch nicht ausgegeben hat. Sie ist noch keine alte Dame, mit der man Abrechnung halten darf; sie ist mitten in ihrer Entwicklung begriffen, hat ihr letztes Wort noch nicht gesprochen. Nach Dem, was sie bisher geschaffen hat, darf man wohl gespannt darauf sein, was sie uns noch bescheren wird.

Dr. Otto Kraß.



Aus dem Tagebuch eines Schauspielers.

Ein Schauspieler, der die Bühne für einen geheiligten Ort hält und seine Thätigkeit als eine Kunst übt, muß unter einer doppelten Ungerechtigkeit leiden. Die gepukte Menge, die mit nichts sagendem Nücheln und leerer Konversation das Parquet füllt, betrachtet das Theater als ihr ureignes Gebiet. Und die kleine, durch gegenseitige Sympathie verbundene Gemeinde, die rings im Lande zerstreut lebt und mit den besten Geistern der Nation verkehrt, glaubt, daß es nicht das ihrige sei. Aber sie haben Beide Unrecht — sowohl Die, die nur sind, wenn sie in Gesellschaft sind, als die Anderen, die einsam leben. Man verkent das Theater nur so sehr, weil man in Europa noch keins hat. Keins, man hat keins, und erst wenn dieser Gedanke zum Durchbruch gekommen ist, kann man daran denken, eins zu bekommen. An einigen Orten fehlt es an drei Dingen: an Regisseur, an Schauspielern und an Publikum; an anderen nur an zwei; an allen aber an einem: an Publikum. So lange es nicht zu einer nationalen Empfindung geworden ist, daß ein Theater ein eben so feierlicher Ort wie eine Kirche ist, und so lange das Volk — das ganze Volk — nicht in der Ehrfurcht vor den großen künstlerischen Geistern der Nation erzogen wird, so lange entsteht keine Szene, sondern nur ein besserer Vergnügungsort, — und mitunter nicht einmal Das. Man sagt, daß Dies zu ernst sei. Daß man in der Kunst auch den Humor und die Freude ernst nehmen muß, ist eine Wahrheit, die leider nur Wenigen aufgegangen ist. Um das reiche Leben zu verstehen, das von einer guten Komödie ausstrahlt, muß man gearbeitet, d. h. gedacht haben, wie auch Der gedacht hat, der sie geschrieben hat. Im anderen Fall versteht man allenfalls die eine oder andere komische Einzelheit; aber das Ganze ist es, auf das es ankommt. Man versteht einen komischen Charakter noch lange nicht, weil man über die wunderliche Nase des Darstellers lacht. . . Solchen und ähnlichen Gedanken hing ich wie gewöhnlich träumend nach, als ich in der bequemen, ehrwürdigen Kalesche des Justizrathes, die mich von der Station geholt hatte, durch das bleiche Licht des Sommerabends auf sandigem Landwege dem alten Schloß mit seinen dicken Mauern entgegenfuhr, — dem alten Schloß, dessen mittelalterliche Solidität und tiefe Stille ich so über Alles liebe. Der Justizrath kam mir bereits auf der Treppe entgegen und empfing mich mit freundschaftlichen Vorwürfen wegen meines späten Kommens. Man hatte mich schon am Vormittag erwartet. Als wir im Zimmer anlangten, begrüßte mich die alte Herrin des Hauses mit der warmen Liebenswürdigkeit, die ihre Gegenwart so anheimelnd und behaglich macht. Trotzdem merkte ich bald — obwohl die Uhr noch nicht neun war —, daß um diese Zeit das Haus für gewöhnlich schon einzuschlummern begann, und ich bat daher, indem ich mich mit Müdigkeit von der Reise entschuldigte, um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen, die mir auch mit vielen herzlichen Worten und einem Wunsch für den ruhigen Schlaf der Nacht gewährt wurde. Als mir bald darauf das Mädchen mit einem Licht in dem langen, dunklen Korridor voranleuchtete, durchraun mich das behagliche Gefühl, ein Gast von Reuten zu sein, deren Herzlichkeit und Freundschaft so solid und echt war wie die Mauern ihres Hauses.

Oben zeigte es sich, daß ich richtig, wie ich wohl ahnte, mein altes Thurmzimmer vom letzten Sommer erhalten hatte, mit der Aussicht über die Felder hinaus und hinüber zum schwarzen Wald, der langgestreckt am Horizont in der Stille der Sommernacht träumte.

Daachte ich es nicht! Als wir am heutigen Vormittag — einem frischen, fast kühlen Vormittag mit treibenden Wolken und nassem Erdgeruch — in dem großen, schattigen Park spazierten, der sich vor dem Hause dehnt, stand der Justizrath plötzlich still und sah lächelnd zu mir hinauf.

„Darf ich Sie Etwas fragen, das Sie selbst angeht?“ begann er dann.

„Nicht? — Ja, warum nicht!“

„Sie sind im Grunde gar nicht — aber nun dürfen Sie nicht böse werden — gar nicht so, wie man sich sonst einen Schauspieler vorstellt.“

Obwohl ich genau wußte, was er meinte, fragte ich: „Warum nicht?“

„Sie sind so — so —“

„— ernst,“ half ich nach.

„Ja,“ rief er aus und sein gutmüthiges Gesicht strahlte vor Glück, so leicht über das gefährliche Wort hinweggekommen zu sein.

Daachte ich es nicht!... Und doch! Daß selbst dieser alte Gentleman, der, wie ich weiß, im Theater zu genießen versteht, daß selbst er sich nicht von der landläufigen Vorstellung losreißen kann, als ob ein Schauspieler ein ewig buckelndes, unaufhaltbar konverirendes Wesen wäre, — ein Ding, etwa wie ein französischer Tanzlehrer, der sich auf den Cavalier hinausspielt!

Ich wurde am Ende ein wenig schweigsam. Jedenfalls fragte mich mein Wirth, als wir nachher zum Frühstückstisch hineingingen, ob ich beleidigt sei, was ich verneinte. Und ich war es wirklich auch nicht. Du lieber Gott! In Bezug auf die Vorstellungen, die sich die meisten Menschen von einem Schauspieler machen, habe ich längst keine Illusionen mehr. . .

Die letzten Tage sind in Einsamkeit dahingegangen. Am Abend waren wir gewöhnlich auf einige Stunden in der hohen, fast allzu großen Wohnstube versammelt, in der die Lampe das Dunkel nicht ganz aus den Winkeln zu scheuchen vermag. Unsere ehrwürdige Wirthin erzählte von Frau Heiberg, die sie anno 1842 in Kopenhagen gesehen hatte. Der Justizrath sah, in alte Erinnerungen versunken, daneben und lauschte. Und auch ich lauschte. Erzählungen sind ja das Einzige, was von der Kunst der Szene zurückbleibt. In der ersten Generation strahlen sie in den frischen Farben des Lebens; in der zweiten beginnen sie zu welken; in der dritten werden sie zu schwachen Erinnerungen an Etwas, das weit, weit zurückliegt, an Etwas, das Niemand mit eigenen Augen gesehen hat. Dann verschwinden sie ganz aus dem Bewußtsein der Welt. Nur der Name bleibt noch eine Weile zurück. Dann wird auch er vergessen; die schwarzen Plutthen schließen sich über ihm: die dunkle Nacht hat einen Stern verschlungen.

Es war ein Glück, daß gestern Abend der Physikus kam. Da er jetzt nur eine Stunde entfernt wohnt, wird er gewiß ein häufiger Gast werden. Er ist noch immer der selbe alte, lustige Bursche. Seine Augen blinzeln immer so schelmisch vergnügt, als wüßten sie irgend eine geheimnißvolle Pistorie von den staubigen

Rheinweinflaschen, die der Justizrath im Keller liegen hat. Wir bekamen denn auch richtig Rheinwein. Ich bekam sogar mehr, als im Grunde nothwendig war. Aber wer kann dem Physikus widerstehen? Wenn der Verföhrer im Paradies mit Adam anstatt mit Eva verhandelt hätte und wenn die Sache um eine Flasche Wein statt um einen Apfel gegangen wäre: er hätte dann sicher so gemüthlich gelächelt, wie es der Physikus thut, wenn er einen armen, sündigen Menschen dahinbringt, mehr Rheinwein zu trinken, als er vertragen kann.

Der Tod ist der Blinde Sold. Heute habe ich Kopfschmerzen. Daran trägt der Physikus die Schuld. Er war nämlich wieder hier.

Alles geht gut. Ich erreiche hier draußen, was in der Emsigkeit und im Kaffeehaustreiben der Saison mein Traum war: Ruhe, Harmonie.

Wir speisten heute Abend im Garten, im Schatten der alten, mächtigen Buche, die den Stolz meines weißhaarigen Wirthes ausmacht und die am Tage einen so angenehmen Schatten verbreitet, — gleichsam, um sich erkenntlich zu zeigen für das Ansehen, das sie genießt. Es war ein sehr schöner Abend, kühl und erfrischend, mit einem diskreten, leisen Leben in den Büschen und Baumkronen, als kästere die Natur im Traum. Nun hat die Dunkelheit sich auf die Erde herabgesenkt. Meine Lampe strahlt einsam in die Nacht hinaus. Nur der kleine Bach, der tief unten durch die Wiese eilt, lebt noch. Aber sein leises Rieseln vermehrt nur die Stille der Natur. Am Horizont steigt der Wald empor, mahmend und ernst, aber träumend im klaren Licht des Mondes. Am Himmel blinkt hier und da ein einsamer Stern, der Nachtwind streicht durch mein offenes Fenster und spielt mit den dunkelbraunen Vorhängen.

Wie voll Ruhe und Harmonie ist jetzt die Erde! Ist Das vielleicht das Tiefste, was die Natur uns zu sagen hat, — daß das stille, unvergängliche Glück erst zu einem nächtlichen Traumbasein erwacht, wenn das Leben eingeschlafen ist? Ein melancholisches Evangelium! Aber ohne Disharmonie, ohne das Däbliche der Vernichtung, ohne Pessimismus, ohne Furcht. Melancholie ist Schwermuth, aber Schwermuth, die in Rhythmen denkt.

Als ich heute Morgen erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Im Grunde plagte mich das Gewissen ein Wenig, weil ich geschlafen hatte, während draußen Alles strahlende Wärme und zwitscherndes Leben war. Als ich, wie gewöhnlich, nachdem ich meinen Morgenkaffee in der Wohnstube eingenommen hatte, in den Park hinabging, stieß ich plötzlich an einer Biegung des Weges auf den Justizrath. Er stand auf dem von der Sonne überflutheten Rasen, über ein kleines Rosenbeet gebeugt, um das er sich mit großer Sorgfalt bemühte.

Es giebt Augen, die tief in ihren Höhlen liegen und in denen ein verstedtes Feuer glimmt, das dunkle, verschlossene und ungekannnte Tiefen im Innern vermuthen läßt. Solche Augen können blihen und flammen und stechen, — in Haß, in Rachgier, in Hohn, in Reid und in leidenschaftlicher Liebe. Aber sie können nicht scheinen. Der milde, ruhige Glanz, der das ganze Gesicht in Lust und Freude taucht, fehlt ihnen. Immer leuchtet in ihnen nur eine Stimmung, nur eine jähe Leidenschaft, die sich unten in der Seele wie ein rasendes Thier

von ihrer Kette losriß und ins Auge fuhr. Ihr Licht flammt immer auf einem dunklen Hintergrund.

Niemals ist die ganze Seele in ihnen.

Aber es giebt andere Augen, die unschuldig und offen eine ganze Seele ausstrahlen können. Kein geheimer Rest bleibt auf dem Grunde liegen. Leuchtend verkünden sie Alles. Sie sind das sichere Kennzeichen der guten Menschen.

Der Justizrath hat sie.

„Schauen Sie“, rief er in froher Morgenstimmung: „Das ist die Thätigkeit, die mir geblieben ist. Sie ist, ehrlich gesprochen, die einzige, die ich nie versäume. Ach ja! Das heißt im Grunde, daß ich nicht viel vom Leben zurückbehalten habe. Ein so bescheidener, kleiner Fleck!“

„Es ist ja aber ein Fleck mit Rosen,“ wandte ich ein.

Dann suchten wir Beide den Schatten des Buchenwaldes auf.

In der frühen Morgenstunde ging die Riesengestalt des Herrn durch den Wald. Sein großes, leuchtendes Gottvaterauge ruhte auf der Natur; und als er mit seinem lichten Gewand zwischen den Bäumen verschwand, unbekannt, wohin, wie es unbekannt war, woher er kam, — da ließ er den ganzen Wald in athemloser Andacht zurück. Nur oben in den Wipfeln der Bäume jubelten die leichtsinnigen Vogelschaaren ihre Fanfaren der leuchten Morgensterne entgegen.

Der Justizrath war, obwohl es recht früh war, auch heute mein Begleiter. Das Gespräch fiel, was es in meiner Gesellschaft sonst nicht leicht thut, auf Politik. Nicht, als ob ich für die gesellschaftliche Entwicklung kein Interesse hätte; im Gegentheil! Aber zunächst und vor Allem will ich mich in das Studium der Menschen vertiefen und deshalb lege ich mir eine gewisse Reserve auf. Die Schauspielkunst ist ja so wie so nur wenig geeignet, selbständig am öffentlichen Kampf theilzunehmen. Aber trotzdem — ob es nun daher kam, daß ich in den letzten Wochen fast ganz nach innen lebte oder ob es andere Gründe hatte —: ich ließ von meinem politischen Innern mehr sehen, als ich sonst zu thun pflege. Vielleicht war es auch die tiefe Stille des Waldes, die meine alte Sehnsucht nach einem Gemeinwesen ohne ökonomische Disharmonien wachrief, mit Raum und Ruhe für geistige Kultur; nach einer Zeit, in der ein neuer Lyriker oder eine wohlgelungene Premiere Ereignisse von sozialem Rang sein würden. „Aber“ — rief der Justizrath in bleichem Entsetzen aus — „dann sind Sie ja durchaus radikal!“

„Ja, selbstverständlich; — aus ästhetischen Gründen.“

Der Physikus trinkt! Sein jugendlicher Studentenhumor, diese feine, charmante Rheinweinstimmung, die er immer um sich verbreitet, die sprudelnde Lebhaftigkeit im Gespräch: Alles ist Heuchelei, Verstellung, Komödie gewesen. Er wird von seinen schlechten Instinkten geknechtet; er leidet, trinkt, um es zu vergessen, und leidet wieder. Die häßliche Leidenschaft hat — einem gefräßigen Ungeheuer gleich — ihre Taten in seine Brust geschlagen, schmagt vor triefender Begierde und haut mitleidlos mit ihren furchtbaren Zähnen ein.

Wenn die Komödie im Salon zu Ende gespielt ist, wirft er das Kostüm von sich und dann sitzt in der Garderobe ein ältlicher Herr, für den das Leben ein kalter, häßlicher Herbst mit Regen und Sturm und schwarzer Verwesung ist.

Sein Humor, der uns Alle getäuscht hat, ist ein geschwinkter Totenkopf. Gestern Abend schlug dieser Gedanke wie ein Blitz in mein Bewußtsein. Die Dame des Hauses war zur Ruhe gegangen; aber auf den Vorschlag des Justizrathes, der in seiner glänzendsten Gesellschaftskrause war, setzten wir Herren uns noch eine Weile auf die Veranda hinaus. Die Nacht war ja so licht und kühl, wie geschaffen, die etwas genicende Wärme des Tages bei einer Flasche Rheinwein und einer guten Cigarre zu vergessen. Als wir mit der zweiten Flasche gut im Gange waren und der Justizrath eben bei einer Jugenderinnerung in lichten Flammen stand, verlor der Physikus die Selbstbeherrschung. Nach kurzem Widerstand sank sein Kopf dumpf auf die Brust hinab, hinter dem Kneifer sah ich auf einen Augenblick ein Paar matter, trüber Augen, in denen Verzweiflung mit tiefem Leiden gemischt war. Dann sanken sie bleischwer zu, begleitet von einem halbblauten Stöhnen, das aus einer todwunden Brust zu kommen schien. Das Ganze ereignete sich in weniger als einer Minute. Der Justizrath, der von seiner Erzählung in Anspruch genommen war, bemerkte es gar nicht. Und als er mit ihr fertig war, sah der Physikus wieder stramm und lächelnd da; nur ein etwas starrer, abweisender Ausdruck war in den Augen zurückgeblieben.

Als wir uns später trennten, folgte ich nach einer Weile ihm schweigend in den Park hinaus. Die kalte Nachtluft schien ihm vollständig die Herrschaft über sich selbst geraubt zu haben. Ich fand ihn hilflos, zusammengebrochen am Fuß eines großen Baumes, an dessen Stamm sein Haupt wie in unsagbarer Müdigkeit ruhte, während der Hut hintenüber gefallen war und das Pincenez zwischen Weste und Forchend hing. Als es mir gelang, ihn wachzurütteln, und als er mich erkannte, sah er mich mit entsezt aufgerissenen Augen an. Dann aber flackerte eine haßerfüllte Wildheit auf und er sah aus, als wollte er mir mit zitternden Lippen die Worte: „Schurke! Verräther!“ ins Gesicht schleudern. Schließlich aber steckte er beide Hände tief in die Taschen seines Ueberrockes und folgte mir stumm, hoffnungslos vor sich hinstarrend, mit vornübergebeugtem Kopf, als ob er in den Nacken einen Faustschlag bekommen hätte, der ihn für immer duckte. Fast machte er den Eindruck eines Sklaven, der den Widerstand aufgegeben hat und willenlos seinem Herrn nach Hause folgt.

Als ich heute Morgen, staubig und hungrig von einer langen Waldwanderung, heimkehrte, lag auf dem Frühstückstisch ein kleiner luxuriöser Brief, der mich mit einem feinen, leicht berauschenden Parfum begrüßte. Die Adresse des Justizrathes war von einer leichten, eleganten Damenhand geschrieben und auf der Rückseite sah ein rothes Lackstempel. Ich kannte den kostbaren Siegelring, der den Namenszug in den rothen Lack gedrückt hatte, und ich kannte die schmalen, feinen Finger, die den goldenen Federhalter geführt hatten. Jetzt wird Sturm gelauten gegen meine Ruhe. Ich sah in einem uralten Thurmzimmer und freute mich meiner Einsamkeit. Dann kam das Leben in der verzweifeltsten Gestalt des Physikus, donnerte wahnsinnig mit der geballten Faust gegen die Thür, schluchzte, lochte, stöhnte häßliche Worte und wollte hinein. Und jetzt steht draußen eine schlank, blendend schöne Dame in leichtsinnigem Sommerkostüm, klopft leise mit dem feinen Knöchel ihrer weißen, weichen Hand, während sie gleichzeitig ein leises, gedämpftes, verführerisches Lachen hören läßt, ein Lachen, aus dem die Erinnerung an ein reiches Glück der Sinne mich bestridend umhauert, ein schmeichelndes Lachen, das sich

wie zwei weiche, volle Arme von hinten um meinen Hals legt. Aber ich öffne nicht. Ich reise fort!

Wieder ein Brief. Diesmal vom Physikus. Er meint, wie er schreibt, mir eine Erklärung schuldig zu sein, und bittet mich, ihn am Donnerstag zu besuchen. Puh, Das riecht nicht gut. Das scheint so etwas wie ein „Bekentniß“ zu werden, eine dieser üblen Krankheitsgeschichten, die in unserer Zeit zu einer literarischen Landplage geworden sind. Soll von physischer und seelischer Bewegung, lyrischem Gejammer, Mystizismus, Alkohol, Opium, Rauchenjammer . . . Pfu, wie häßlich und entwürdigend! Wenns nicht länger gehen will, — gut! Das kann dem Besten passieren. Dann schließt man die Thür, dreht den Schlüssel um und dann geht man! Aber Dies hier — puh! . . .

Heute folgte Frau von S. ihrem kleinen eleganten Briefchen nach. Natürlich kam sie mit all dem Pomp, den sie zu entfalten pflegt. Sie ist nicht umsonst Virtuosa in der Bühne: sie weiß, wie viel der erste Eindruck bedeutet. Wieder und immer wieder frage ich mich, was sie hier will. Denn daß sie einen bestimmten persönlichen Zweck verfolgt, ist ganz sicher. Das thut sie immer. Aber welchen? Vielleicht ist es nur der Drang, meine Ruhe zu zerstören. Vielleicht will sie sich für die schonungslose Kritik rächen, mit der ich den ganzen Winter hindurch ihr leeres und doch so anspruchsvolles Auftreten auf der Bühne verfolgt habe. Ich weiß es nicht; aber bestimmt weiß ich, daß ich reise. Ich will nicht wieder von nervösen Zweifeln und erotischen Sensationen geplagt werden.

Morgen leere ich den Kelch, den mir der Physikus zugebracht hat. Dann adieu!

Wie ein schwarzer Riesenvogel flog der Abend über die Erde und überall, wo seine Schwingen die Luft bewegten, verstummte der Lärm und die Natur verharnte in stillem Dämmern. Wir saßen im Arbeitszimmer. Der Physikus hatte in der Dunkelheit des hintersten Winkels Platz genommen, während ich, dem Himmlicht des Fensters näher, auf dem alten, knackenden Rohhaarsofa saß. Ich sah von meinem Gegenüber nur das Gesicht wie einen weißen, verschwommenen Fleck aus tiefen Schatten hervorleuchten. Dann und wann machte er in seiner Erzählung eine Pause, sprach dem Rheinwein nachdenklich zu und rauchte so stark, daß seine zusammengelaurete Gestalt auf Augenblicke in einem matten, röthlichen Schimmer sichtbar wurde.

Seine Erzählung war so unwirthlich wie ein regnerischer Herbsttag. Er sprach von der schwarzen Armuth seiner Kinderjahre, die erst ein Ende nahm, als seine Mutter, ein großes, üppiges Weib von frecher Schöuheit, zu dem brutalen finanziellen Matador seiner kleinen Vaterstadt in intime Beziehungen trat. Er erzählte, wie von dem Augenblick an sein Vater, der arme Hirschschneider, zu trinken begann. Und dann sprach er von sich! Ein lang'r, trauriger Bericht. Wie man ihm einen Freiplatz im Gymnasium und Unterstützungen für die Universität verschafft hatte, wie seine junge Seele dies Alles für Edelmuith nahm und mit einem blühenden, sonnenthellen Frühling dafür dankte, wie ihm dann allmählich aus hämischen Andeutungen und unfauberen Seitenblicken die furchtbare Wahrheit dämmerte und wie er sich fortan ausgestoßen fühlte. Er sei sich

vorgekommen, sagte er, während seine Stimme eine häßliche Färbung annahm, wie ein Unreiner, wie ein Mensch, der in gestitteter Gesellschaft mit dem beschämenden Gefühl säße, einen unsaubereren Fremdtragen umgebunden zu haben, und erst dann hätte er sich wohl gefühlt, wenn er in einer untergeordneten Spekulante mit zweifelhaften Individuen beim Wrog zusammen hockte. So sei er denn allmählich zum Trinken gekommen.

Ich sah während der ganzen, Stunden lang dauernden Erzählung wie Einer, der gegen seinen Willen zum Mitwiffer eines lästigen Geheimnisses geworden ist. Er möchte sich entfernen, und weil er es nicht kann, füllt sich seine Brust mit einem unruhigen, drohenden, peinlichen Gefühl des Unbehagens, ähnlich jenen Träumen, in denen man vor einem suchtscheinflüchtenden Verfolger fliehen möchte, aber durch eine geheimnißvolle Macht festangewurzelt bleibt. Trotzdem kann schwerlich geleugnet werden, daß ich mich mit einer gewissen Würde faßte. Ich ertrug die ganze Krankengeschichte und sagte nicht ein einziges Mal „Puß“. Schließlich ließ der arme Teufel noch etwas von „einem baldigen Ende“, „einem entschlossenen Strich unter die Rechnung“ und Dergleichen verlauten. Da ich aber aus mancher Erfahrung weiß, daß ähnliche Charaktere in ähnlichen Situationen immer deroartige Lamentationen zum Besten geben, beunruhigte ich mich nicht im Geringsten. Ich muß an den alten, grauköpfigen Charakterspieler aus meiner Bekanntschaft denken, der sich in jeder Nacht in der selben Wirthschaft betrinkt und jeden Morgen zum ungemischten Entzücken der Stammgäste die Tragik seines Schicksals mit wirklichen, fließenden Thränen beweint. Und nun jage ich es dennoch: Puß!

Die Vormittagssonne bescheint einen schonerweis gedeckten Frühstückstisch mit ehrwürdigem und kunstvollem Tafelgeräth aus massivem Silber. Gabel und Messer klirren auf dem blaugeblühten Porzellan. Der zierliche Mässiggang des Geistes, den man Konversation nennt, täuscht angenehm über die rinnende Zeit hinweg. Und in feinen, ganz feinen geschliffenen Kelchgläsern schimmert des Portweins dunkles Blut.

Die Gesellschaft ist wunderbar genug: zwei alte Leute, die der Tod vergessen zu haben scheint, als er die vorige Generation ins Grab legte, eine elegante, ganz „moderne“ Dame vom Theater und ein sorgfältig gekleideter Herr, den die bewusste Dame „Kollege“ tituliren darf, ohne daß ihr die Welt ins Gesicht lacht.

Die alte Dame schüttelt energisch ihr weißes, geseiteltes Haupt und vertheidigt mit Wärme den Satz, daß die jetzt modernen Ehescheidungen unmoralisch seien. Der alte Herr stimmt bedächtig zu und die Dame vom Theater schließt sich begeistert an. Ihr „Kollege“, der den Vorzug hat, neben ihr zu sitzen, weiß allerdings, daß sie ihren Mann als leere Luft betrachtet, als die einfach notwendige Legitimierung ihrer gesellschaftlichen Stellung, als einen armen Tropf, den sie in seinem eigenen Hause zum heimlichen Gespött der Gäste macht. Er fühlt in ihrer Rede den leisen Hohn, der nur für ihn bestimmt ist. Ihm entgeht nicht ein einziger von den warmen, funkelnden Seitenblicken, die sie ihm sendet, und er sieht mit klaren Augen, wie die beiden alten gütigen Gastgeber die ganze Komödie für Ernst nehmen und ihre in einem langen Leben erworbenen Anschauungen vortragen, um sie von einer klugen Spötterin in einen gelungenen Witz verkehren zu lassen.

Der sorgfältig gekleidete Herr, der so korrekt ist wie nur irgend ein Gentleman, sieht das Alles, — und trotzdem lacht er, jubelt innerlich wie ein heimlicher Verbündeter seiner eleganten Nachbarin zu, wird siebend heiß, wenn er zufällig ihren Körper streift, und genießt trunkenen Auges ihren herrlichen, entblößten Unterarm, wenn sie das feine Kelchglas an die vollen Lippen führt.

Und dieser sorgfältig gekleidete Ehrenmann bin ich.

Ergebensten Gruß, mein Freund. Du solltest für Deine Weltanschauung einen Unterrock einhandeln. Unterröcke sind nun einmal mächtig.

Wie ist es möglich? Ich bin heute auf meinem Zimmer geblieben und wandere nun bereits zwei Stunden in der grauen Stubenungemütlichkeit auf und ab, immer und immer der Frage nachhängend: Wie ist es möglich?

Draußen strömt der Regen, als ob er Land und Leute in seinen trüben Wassern ersäufen wollte. Bäume und Sträucher, ja, die ganze Natur neigt demüthig-still ihr Haupt und hält schweigend und schauernd, wie ein dem Mann ergebenes Weib, den befruchtenden Blüthen still. Mir ist, trotz der warmen Luft, als wäre es Herbst geworden, und vielleicht ist es, so weit ich in Frage komme, auch wirklich so. Der Sommer des Friedens, der in meiner Brust blühte und sang, ist nun dahin. Die innere Sammlung, die mir Vertiefung in meine Kunst und in mich selbst brachte, ist unwiderruflich verloren und eine hübsche Dame verläßt den Hans, den Träumer, der obdachlos und bettelarm geworden ist, seitdem sie ihn aus der Burg seiner Einsamkeit herauszuloden wußte. Am Ende glaubt die listige Siegerin gar, daß ich nun bei ihr ein warmes Plätzchen suchen müßte. Darauf freilich kann sie lange warten . . .

Ich frage noch einmal: Wie ist es möglich? Haß und Meid meiner Gegner haben mir bewiesen, daß ich ein Mann bin. Ich darf von mir sagen, daß ich mein ganzes Leben darangesetzt habe, meine Leidenschaften nur in den Dienst der Kunst zu stellen. Im letzten Winter erkannte ich, daß ich ganz verschiedene Dinge wild und wild durcheinander spielte, daß mein bisheriger Stil im Zustande des Niederganges und der Versekung begriffen sei und daß ich einen ganzen, langen, unverbrüchlich ruhigen Sommer brauchte, um wieder etwas Harmonisches schaffen zu können. Ich nahm mir diesen Sommer dazu; und alle die Vorstellungen, die sonst in mir am Mächtigsten sind, die mich den Bruch mit Vater und Mutter haben ertragen lassen, denen zu Liebe ich gemeinen Hunger und giftige Anfeindungen für die lustige Abwehr von armen Fliegen genommen habe, — alle diese Vorstellungen haben meinen ruhigen Sommer nicht vor den Klüften eines gefälligen Frauenzimmers bewahren können!

Ich will Alles niederschreiben, was in mir ist, damit ich es endgiltig und für immer unter die Füße kriego. Ich will bekennen, daß mir ihre Schönheit eigentlich nicht gefährlich wird, daß ich also nicht einmal den Wüßerungsgrund habe, ästhetisch bezaubert zu sein. Anmuth und Grazie und die dunkle Pracht von Frauenaugen: Alles hätte mir die innere Ruhe nicht zu rauben vermocht, wosern es mit Tugend verbunden gewesen wäre. Reißt diesem eleganten Gesichtspfeil die unlauteren Augen aus und setzt ihr die klaren Sterne des stillen Gewissens ein: ich werde mich ihr mit Achtung nähern. Laßt ihrer Person die holde Grazie, die sie besitzt, vermehrt sie, wenn Ihr wollt, und legt ihren Worten

an Geist und Klugheit zu, gleichzeitig aber gebt mir das unerschütterliche Bewußtsein, daß sie eine anständige Frau ist, die ihrem Mann das Haus mit Glück füllt: ich werbe mich in Ehrfurcht vor ihr neigen. Nun aber ich die Ehrfurcht nicht habe, nun, da ich weiß, daß sie betrügt und im Betrügen spottet: nun begehre ich sie. Täuschet Euch nicht, meine Guten! Die sinnliche Begierde schließt die Ehrfurcht aus. Oder sollte nur ich gerade von der Natur so wunderbarlich geschaffen sein? Sollten bei mir allein die Sinne ein Recht haben, meine geistige Natur zu öffnen und über die aufgehäuften Arbeit von anderthalb Jahrzehnten zu modernern? Das hieße, einen Wehrlosen in eine bunte Narrenjacke stecken, und wäre ein so mittelmäßiger Witz, daß man ihn im Grunde dem lieben Gott nicht zutrauen sollte. Wenn er aber doch vorhanden wäre (die Menschen wissen ja im letzten Grunde nichts von einander), dann mache ich ihn zu Schanden; dafür verbürge ich mich mit meinem Manneswort.

Die alte Justizräthin wurde ganz verführt, als ich ihr erklärte, bald reisen zu müssen. Gleichzeitig aber verrieth sie mir, wie eigentlich Frau von S. ins Haus gekommen ist. Es ist eine allerliebste Intrigue, die nur von feinen Frauenfingern gesponnen und geknüpft werden konnte. In dem offenen Hause des alten Konsuls Becker haben sie einander kennen gelernt. Zu was für Dingen dieser ergraute Narr, in dem die Liebe zum Theater eine süßliche Bedenstraße geworden ist, sich doch gebrauchen läßt! Er hat einmal in grauer Vergangenheit mit dem Justizrath zusammen in Hamburg das Michaelis-Gymnasium besucht. Natürlich genügten einige Worte seiner vergötterten Frau von S. (die ja eine allerliebste Schmeichelei sein kann, wenn sie will), um ihn entzückt die alten Verbindungen wieder aufnehmen zu lassen. Der Justizrath in seiner unendlichen Güte hat ihm dann, bei einem seiner spärlichen Besuche in der Residenz, eine Visite gemacht, — und für alles Uebrige hat die schlaue Person gesorgt, die hinter den Coullissen geschäftig war. Der Konsul mußte sie mit dem neuen Gast in einem engen Kreis zusammenbringen. Und dessen argloses Herz zu gewinnen, war ihrer schillernden Liebenswürdigkeit dann eine Kleinigkeit. Ich selbst habe mir dabei übrigens ein Verdienst erworben: sie schwärmte nämlich von mir.

Das Frauentzimmer hat den Teufel im Leibe. Daß der Justizrath, wenn es bekannt wird (und es wird natürlich bekannt), Etwas von dem komischen Anstrich eines dupirten Provinzlers bekommt, kümmert sie nicht eine Minute. Mag am Boden liegen, was da will; sie packt ihr Kleid mit der Rechten, um die (übrigens sehr hübschen) aristokratischen Füße frei zu bekommen, und schreitet gewissenlos darüber hinweg. Aber gerade diese Rücksichtslosigkeit hat etwas Befriedigendes. . . Ich reise aber doch.

Die Szene spielt in dem lauschigsten Gange des Parks. Von fern hört man das einformige Plätschern des Springbrunnens.

Sonniger Spätnachmittag.

„Finden Sie nicht, daß die Hitze im Grunde lästig ist?“

„Nein.“

„Auch nicht auf der Höhe des Tages?“

„Nein.“

Schweigend gehen wir neben einander her. Frau v. S. dreht leise lächelnd den schlanken Schaft ihres Sonnenschirmes.

„Wollen Sie mich etwas in den Wald hinein begleiten?“

„Nein.“

„Schade! Dann müssen wir uns hier wohl trennen?“

„Ja.“

„Auf Wiedersehen!“

Verbeugung. Gruß.

Sie verschwindet und ich höre sie in der Ferne lachen. Nun gestatte ich mir, hier den Zeitgenossen die Frage zur gefälligen Diskussion vorzulegen: „Kann es etwas Dämmeres geben?“ Liebt es einen besseren Beweis für meine Schwäche als diesen sekundanerhaften Trost? Muß diese forcirte Rauheit für sie nicht einen besonderen, pikanten Reiz haben, etwa wie es einen Reiz hat, einen brummigen Bären am Seil zu fähren und ihn dann und wann mit weichen Händen zu tätscheln? Ja, dreimal Ja! Wenn ich hier abends beim Lampenlicht vor meinem Papier sitze, weiß ich das Alles so gut wie irgend ein anderer vernünftiger Mensch.

Wie sie jetzt im Stillen triumphiren mag! Ich höre noch immer, wie sie in der Ferne lachte.

Es ist alles vergebens! Ich finde die korrekte, kühle Höflichkeit, die ich finden möchte, ihr gegenüber nicht. Wenn sie mir mit ihren lustigen Augen zuwinkert, als hätten wir Beide irgend ein reizendes Geheimniß mit einander, umschmeichelt mich ein süßes Gefühl und ich muß lächeln, ob ich will oder nicht. Ob es nicht das Beste wäre, den ganzen tristen Ballast an ästhetischen und moralischen Gedanken über Bord zu werfen und sich im kommenden Winter mit ihr zu amüsiren? Ich beginne, weiß Gott, etwas lächerlich zu werden, und verliere fast die Lust, diese Aufzeichnungen fortzusetzen.

(Morgens nach dem Frühstück.) Eine Tugendkrone verdiene ich mir durch meine Enthaltensamkeit nicht. Das steht fest. Ich vertrau sehr gut, daß sie über ihren Mann scherzte, als wir vor einer halben Stunde auf einige Augenblicke allein im Zimmer waren. Ich trank ihr sogar zu, als sie ironisch ihr Glas auf sein Wohlsein erhob. Es ist am Ende gut, sich Das vor Augen zu halten. Wenn ich resignire, thue ich es aus Feigheit. Prinzipien kann ich mir mit dem besten Willen nicht andichten.

Nun flattern liebe Genien durch die weiße Luft. Am blauen Königszelt des Himmels funkelt die Sonne und unten leuchten die reichen Gefilde in ihrem Glanz. Mit Cymbeln und Weigen hat die Schönheit ihren festlichen Einzug gehalten und der herauschende Duft der Blüthen wallt wie ein heiliges Opfer hinauf zum Himmel. Dort auf dem Hügel, zu dessen Füßen sich die gartengleiche Ebene dehnt, steht ein kostbares Purpurzelt. In seinem Innern ruht die stolze Göttin und die rothe Dämmerung kost mit ihren schönen Gliedern. Mein ist die Schönheit und mein ist diese weite Erde. Meine Seele ist frei und stolz, meine Gedanken leuchten in bunter Pracht und auf meinem Haupt trage ich die goldene Krone des Herrschens. Alle Glocken sollen läuten in meinem Reich, alle

Wimpel sollen wehen und auf allen Gesichtern soll sonnige Freude liegen; denn ich habe mir eine Herrin erkoren. Meine Granden sollen vor ihr knien und den Augenblick im Gedächtniß ihrer Nachkommen verewigen, in dem sie ihnen den stolzen Fuß zum Fuß reichte. Mein ganzes Volk soll ihr Sklave sein. Die Priester sollen sie in ihren Tempeln verehren; und magt ein Finsterling dagegen zu murren, dann soll einer meiner geringsten Knechte ihm das Haupt abschlagen und ich will es vor dem Zelt auf eine Stange stecken lassen, in dem seine Gebieterin in mildem Schlummer lächelt.

Heute regnet es wieder den langen Tag hindurch; aber das trübe Geriesel kann meine gute Stimmung nicht verschanden. Am Schreibtisch hatte ich keine Ruhe. Selbst in meinem Hamlet vergißen die Blätter zu gewöhnlichem Papier, wenn ich an sie denke. Ich fühle und denke nur das heraufschende Parfüm ihrer Person. Mein Wille ist mir genommen und ich lebe dafür im Schein ihres holden Antlitzes, dessen feinste und allerfeinste Regungen mich bewegen und bestimmen. Wenn ihr Kleid den Korridor herunterraschelt, bin ich im Lauschen festgewurzelt und durch alle meine Nerven rieselt es wie die Effenz einer unendlich verfeinerten Sinnenfreude. Wenn sie mich anlächelt, lösen sich in mir alle ererbten und alle erarbeiteten Werthe in ein seliges Entzücken auf, in dem ich die Unschuld selbst in den Kerker schleifen lassen könnte, wenn eine Raune von ihr es begehrt. Alles an ihr bezaubert mich jetzt. Den leisen Anflug von spöttischem Cynismus, den sie immer hat, finde ich reizend und die völlige Abwesenheit aller und jeder Sentimentalität bete ich geradezu an. Wenn sie ein Verbrechen beginge oder begangen hätte: sie könnte mir nur verführerischer werden und ich würde der moralischen Schlange, die Gift zu speien wagte, den feigen Kopf zutreten! Ja, wir könnten im Mittelalter leben und sie könnte eine Hexe sein. Das ewig Böse könnte in ihrem weißen, schimmernden Leibe wohnen: ich würde mich vom tiefen Quell des Guten wie von einer abgestandenen Bettelsuppe abwenden und würde ihre Küsse trinken, auch wenn ich daran sterben müßte.

Die Stunden unten im Wohnzimmer sind jetzt ein heimliches Fest. Unter unseren Blicken und Worten und Mienen liegt immer Etwas, das die Andern nicht wissen und das mich Freuden ahnen läßt, an die ich nicht denken kann, ohne daß meine Phantasie ein bunter Rausch umfängt.

Der alte Justizrath meinte heute, daß der Aufenthalt mir gut bekäme. Meine Stimmung sei gehobener. Das komme von der Ruhe und dem Umgang mit der keuschen Natur. Frau von S. neigte ihren Kopf auf den Teller. Auf einen Augenblick sah ich die feinen, rothen Haare, die tief hinab den schimmernden Nacken bedecken. Mir wars, als säße ein Röhren durch den hohen Raum.

Wenn Du wüßtest, alter Graupopf!

Unten im Park weiß ich einen stillen Ort. Wenn der freundliche Mond über die Hügel klettert und die Springbrunnen leise in das Schweigen der linken Nacht hinüberdämmern, wird dort ein heimliches Leben sein. Vielleicht wird ein kleiner Schalk von einem Vogel neckend tixiliren. Die ernstern Baumweisen aber schweigen wie steife Magister, die ein Amtsgeheimniß zu bewahren haben.

Bin ich es noch? Die Melancholie des Fünfunddreißigjährigen, dem nichts fremd geblieben ist, hielt mich schon ziemlich umfangen. Bin ich es noch? Nein, ich bin es nicht mehr; ich bin in weichen Armen zu einem neuen Frühlingstag des Lebens genesen. Meine Seele war eng und staubig, wie die eines Bedanten und Schreibstuhenhockers. Nun bin ich frei und glücklich wie ein Fürstenson aus dem weiten Reich der leichten Schönheit. Mein Kleid ist aus Seide und mein Auge ist hell. Die Frauen lächeln, wenn ich durch die Straßen reite, und ich fange mit leichtem Griff die Blumen auf, die sie mir vom hohen Balkon der Paläste herunterwerfen.

Das ganze Leben lächelt. Selbst das alte Haus scheint nicht im Mindesten ergrimmt über den Frevel, der sich in seinen Mauern zugetragen hat. Eine schelmische Zustimmung begrüßt mich vielmehr. Die alten Räume besinnen sich auf ihre Jugend und hängen längst entschwundenen Gedanken nach. Der Leichtsinns des galanten Rococo scheint über den norbischen Ernst gekommen zu sein.

Eins fühle ich immer mehr und ich will es hier nicht verschweigen: mein Mitleid schwindet. Wie die lächelnde Herrin meiner Sinne, kann ich an Hütten und Elend vorübergehen, ohne daß die Leiden der verdammten Armen mein Empfinden wecken, ja, ich habe sogar einen gewissen schmeichelnden Reiz bei dem Gedanken, daß ich es kann. Das Mitleid taucht die Welt in Grau und Grau. Zu den bunten Farben und der Eleganz der Aristokratie bedarf es der Grausamkeit. Der Grausamkeit, die einen religiösen Schwärmer, der anfängt, Auf-ruhr zu predigen, in Ketten legt, um nachher im Ballsaal mit blendenden Damen darüber zu wipeln.

Frau v. S. ist auf ein paar Tage nach der Residenz gereist, wie sie sagt, um ihrem Mann die Idee einer einjährigen Studienreise nach Italien zu suggeriren. Die Gelegenheit sei gerade jetzt außerordentlich günstig; und, fügte sie hinzu, als sie ihre elegante Person behaglich in den Polstern des Waggons untergebracht hatte, es geschieht wirklich in seinem Interesse. Der kommende Winter könnte dem Guten doch die stille Gemüthsruhe ein Wenig stören.

Schlange, dachte ich, und grüßte sie wie eine Königin, als sich der Zug in Bewegung setzte.

Das Mitleid taucht die Welt in Grau und Grau, schrieb ich vorgestern. Das kann am Ende richtig sein. Dem genußreichen Leben ohne Mitleid stehe ich aber doch etwas anders gegenüber als Frau v. S. Ich kenne das Mitleid, während es in ihrer Sphäre niemals geathmet hat. Ich habe zu wählen. Das braucht sie nicht. Es ist übrigens gut, daß sie bereits morgen wiederkommt. Ich bin heute etwas kopfhängerisch gewesen.

Alle guten Geister loben den Herrn! Ich bin so erschreckt und außer Athem, daß meine Hand jetzt noch zittert. Heute vormittags um die zehnte Stunde kam ganz wirt und verflört die alte Haushälterin des Physikus gelaufen und holte mich. Ich fand ihren Herrn auf dem Sofa in seinem Studirzimmer,

steif und kalt, mit verzerrten Zügen! Auf dem Tisch lag ein Brief für mich. Er hat sich vergiftet.

Der Justizrath und seine Frau sind noch immer wie gelähmt vom Schreck und ich wälze ruhelos den hinterlassenen Brief im Kopf hin und her. Welch eine Tragödie! Welch eine Tiefe des Leidens und Welch ein Blick in menschlichen Unrath und Schmutz! Ich kann nichts Anderes denken. Meine Gedanken kreisen immer und immer um die schrecklichen Thatfachen des Briefes. Das Schicksal hat seine furchtbaren Klauen in mein Gehirn geschlagen und jetzt, nachdem es schon wieder mit sturmbroehenden Schwingen seinen Herrscherflug fortgesetzt hat, bluten und schmerzen noch alle Nerven. Ach, wie Das zerrt und reißt! Und ich hatte das Mitleid eingesargt und drei Klafter tief unter der Erde verscharrt? Wir feiern eine lustige Auferstehung.

Wo bin ich und wo ist die bequeme Gelegenheitsphilosophie geblieben, die gefällige Kupplerin, die so nachsichtig war und im Schatten der Nacht mit lautloser Heimlichkeit Mann und Frau zusammenzubringen wußte? Keine Fahrenflucht, meine Gnädige! Verzeihen Sie, wenn ich Sie etwas rauh am Arm packe; aber es geht diesmal nicht ins ehebrecherische Bett, sondern an ein Grab. Der Weg ist etwas schmutzig, weil feuchte Herbstschauere ihn aufgeweicht haben, aber Sie brauchen nicht entsetzt zu sein, daß Ihre aristokratischen Füße einigen Schaden an ihrem Aussehen nehmen, — auf dem Kirchhof fehlen Ihnen so wie so die Bewunderer. Mein Freund, der Totengräber, ist ein ehrlicher Burische, wenn er auch etwas nach Branntwein riecht. Aber für die Reize Ihrer Person hat er keinen Sinn. Er geht zu viel mit Knochen um, als daß er sich vom Fleisch sollte den Sinn umnebeln lassen. Erschrecken Sie nicht, wenn er Ihnen einen Schädel vor die Füße wirft. Sein Gewerbe macht ehrlich und cynisch. Wie? Sie suchen nervös nach Ihrem Riechfläschchen und wanken in meinem Arm? Die Sinne beginnen Ihnen zu schwinden, weil es in der Verwesung Würmer giebt? Was Teufel; so feig sind Kokotten? Dann sind sie schlechte Begleiterinnen auf einem Wege, der doch schließlich mit Grab und Verwesung endet.

Ich wollte das Mitleid aus meiner Weltanschauung streichen und muß mich als Schauspieler doch nicht nur von wirklichem, sondern sogar von erdichteterm Leid bewegen und erschüttern lassen.

Das war eine feine Idee. Ich bin von meinem Verstand entzückt.

Frau v. S. ist seit einigen Tagen wieder hier. Vor Erstaunen über meinen aufgeregten Zustand war sie zunächst sprachlos. Dann versuchte sie es wieder mit den alten pikanten Künsten. Als ich sie rauh zurückwies, weinte sie. Ihre Thränen sind feil wie ihre Günst.

Die Dame, die ich einst als „meine Königin“ besang, fängt an, mir unerträglich zu werden. Die unreinen Blicke und die eleganten Cynismen verfangen nicht mehr. Außerdem sah ich heute morgens einen Weinhändler aus der Hauptstadt im Dorf herumstreifen. Ich kannte diesen flotten Schnurrbart, den allzu un-

genirten Blick und die brutal-genußfüchtige Unterkieferspartie aus einem Koffeehause, in dem ich nach dem Theater einige Stunden zu sitzen pflegte. Einen Augenblick war ich überrascht, im nächsten aber durchzuckte mich eine Ahnung, die mich erschreckte: Frau v. S. War Das vielleicht ihre Reise? Eine Auseinandersetzung mit dem bisherigen Bewohner ihrer Gunst, um dem Nachfolger, der bereits vor der Thür stand, den Eintritt zu ermdöglichen? Eine sonderbare Unruhe besiel mich bei dem Gedanken, daß ich mit diesem Pardonu von einem Kaufmann und seinem Umgang hätte in Berührung kommen können. Mit Menschen, deren scharfe Besinnung um so mehr hervortrat, als sie sich in den Divans der vornehmsten Restaurants flegeln durften. Sie hätten meinen Namen in den Mund genommen, hätten meine intimsten Angelegenheiten mit Zungenzshmalzen und zwinkernden Kennerblicken debattirt, ja, wer weiß, ob Einige nicht so weit gegangen wären, mich von ihrem Standpunkt aus zu loben? Mir wars, als ginge ich plötzlich in unsauberen Kleidern und müßte vor meinen früheren Bekannten in eine Seitengasse einbiegen.

In der Dämmerung war ich gerade im Salon, als Frau v. S. von einem ungewöhnlich langen Spaziergang zurückkehrte. An ihren Bewegungen merkte ich, daß sie erregt war. Hastig durchmaß sie das Zimmer und kam dann zu mir herüber, der sich in eine tiefe Fensternische zurückgezogen hatte. Sie lächelte, als sie mir die Hand gab; ihren etwas derangirten Gemüthszustand zu verbergen, gelang ihr aber nicht.

„Nun?“

„Ich habe ihn gesehen.“

„Wen?“ — Ein ungewisser Blick, der an meinen Augen vorbei wollte und nicht konnte.

„Ich sage es ja: ihn —.“

„Sie belieben, sich mystisch auszudrücken. Doch“ — sie war jetzt vollkommen Herrin der Situation — „ich will Ihnen nicht verbergen, daß ich Sie verstehe. Also was weiter? Sie genießen ja nicht den Vorzug, mein Mann zu sein.“

„Aber Frau von S. —“

Sie blieb unbeweglich ruhig. Nur von den Nasenflügeln bis zu den Mundwinkeln herab bildete sich ein strammer Zug, der sie um zehn Jahre älter machte. Dann zuckte sie die Achseln und ließ mich stehen.

Ich finde keine Ruhe. Zimmer wieder öffnet sich gedäuschos die Thür meines Zimmers und herein tritt mahmend und ernst wie eine schwarzverhüllte Gestalt der Gedanke: die Melodie des Todes schweiget nun und nimmer. Ein unbekanntes Etwas in mir zwingt mich, in diese Melancholie hinabzuschauen; ich verliere mich ganz in ihre dunkle Tiefe und fühle, daß ich für ein Leben ohne Verantwortung verloren bin. Die buhlerische Pracht des Tempels, den meine Brunst erbaut hatte, wurde vom wilden Blich des Schicksals getroffen und ging in grimmige, rothe Flammen auf. Der Sturm, ein knorriger Käfter, sang den Grabgesang.

Es ist nicht wahr, daß die Liebe blind macht; sie steigert vielmehr das Sehen, steigert es zu einem Rausch. Das Auge sieht, wo es hinsieht, Farben und festlichen Glanz. Ich sah eine blendend weiß gedeckte intime Tafel. Eine helle Krone von Licht hing von der Decke herab und überspielte stimmrend den

krystallinen Prunk des Gebäudes. Frische Servietten lagen bei den Tellern, dunkelblaue Trauben und rothwangiges Obst lachten dem Beschauer entgegen und erfüllten das kleine Zimmer mit der Pracht und dem Ueberfluß der ländlichen Natur. In langhalsigen Karaffen lag, wie schlafend, die tiefe Fluth des Weines und die feinen Gläser, die ihn aufnehmen sollten, schienen über das leichtsinnige Menschenherz zu lächeln. Es war, als ahnte man bereits das leichte, edel belebte Geplauder, das an diesem Tisch den Glanz des vornehmen Menschenthumes wie ein kleines, geheimes Freudenopfer preisen mußte . . .

Und nun, da der Rausch der Sinne verflogen ist, sehe ich die kahle Wirklichkeit. Der Duft ist aus dem Raum geschwunden. Der Tisch sieht aus, wie die Tafel in einer *chambre séparée* nach dem Gelage. Die Stühle sind verschoben, die Früchte sind unangenehm betastet worden, das Tischtuch ist fleckig, die Servietten sind zerklüftet und in den Tellern kleben ekelhafte Ueberreste der Sauce. Ja, selbst die feinen Weingläser sind schmutzig angelauten und zeigen Spuren des Essens an den dünnen Wänden. Es war sicher keine feine Gesellschaft, die hier tafelte. Vielleicht, daß gierige Bediente sich über diese gebrauchten Geschirre hermachen würden. Mich müßte es beschämen. Dunkel!

Die letzte Begegnung, bei der die letzte Empfindung, ein gewisses Mitleid, schwand. Ich traf sie auf der Dorfstraße und sie erwiderte meinen gemessenen Gruß mit höhnischer Kälte.

„Na, Herr Magister, wie leben Sie? Ich freue mich übrigens, daß wir uns treffen. Wir können dann gleich unter vier Augen Abschied nehmen.“

„Sie reisen?“

„Aberdings, Sie haben mich da in eine nette Verlegenheit gebracht. Aber so geht es uns armen Frauen mit den wankelmüthigen Liebhabern. Ach, ja!“

„In welche Verlegenheit, wenn ich fragen darf?“

„In welche? Denken Sie doch an die italienische Studienreise meines Mannes.“

„Ach so —.“

„Er ist gewöhnt, meinen Anordnungen in diesen Dingen pünktlich zu folgen. Ich muß schleunig nach der Hauptstadt, um die Reise rückgängig zu machen.“

„Rückgängig?“

„Wie Sie fragen! Sie ist durch Ihre Schuld jetzt überflüssig geworden.“

„Wirklich?“

„Aber natürlich, mein Bester. An den Weinhändler hat sich der Gute doch bereits gewöhnt.“

Ich war sprachlos gegenüber dieser Gemeinheit. Aus der Ferne hörte ich, wie einst, ihr Lachen. Aber diesmal klang es häßlich. Und dann beschlich mich das entsetzlich niederdrückende Gefühl: eine Prostituirte ist von Dir gegangen. Mir wars, als wären ihre Kleider plötzlich schlampig und schofel geworden.

Gestern haben wir den Physikus begraben und nun bin ich mit Allem fertig. Dem Gedränge der Leidtragenden im Sterbehause entließ ich bald. Die schwüle Atmosphäre von sentimentalischer Trauer und salbaderndem Trost fiel mir unerträglich auf die Nerven. Dazu schien mir immer der peinigende Geruch des schwarzen lackirten Sarges im Zimmer zu schwimmen.

Nun bin ich allein in meinem Thurmzimmer, wie am ersten Abend nach meiner Ankunft. Es ist auch jetzt wieder Abend geworden, ein prächtiger Abend mit klarer, frischer Luft. In der sinkenden Dämmerung habe ich die letzten Zweifel, die noch mitunter mit kalter Gespensterhand meinen Nacken packten, überwunden und verschleudert. Wenn ich auch in der Einsamkeit meines Thurmes blieb, war es doch eine lange und bewegte Wanderung. Besonders ein Wort lag mir im Ohr und drohte, die Harmonie meiner Empfindungen in Gift und Hohngelächter zu verwandeln: Resignation. Ich hasse dieses Wort und habe es immer gehaßt, weil in ihm die frohen Farben des Lebens schluchzend ertrinken, während ein bleicher Schimmer von moralischem Triumph über den traurigen Untergang hinweg zu lügen versucht. Resignation: sobald ich die düstere, sauerstoffarme Krankenstubenluft dieses Wortes athme, wird jeder einzelne Tropfen meines Blutes rebellisch und treibt mich ins Freie. Und ich hasse es weiter, weil alles Sieche und Halbe und Feige in der Welt herumläuft und seine schlechte Schwäche verbirgt, indem es „resignirt“ und sich mit christlicher Demuth interessant macht. Nein, ich resignire nicht! Ich bin ein rüstiger Kletterer nach dem bunten Kranz des Lebens; und so oft ich ihn langem kann, greife ich zu, und wenn alle Teufel der Hölle hinter mir Verbammung heulen. Ich resignire nicht, wenn ich die Freuden von mir werfe, die Frau von S. mir geben könnte; denn diese Freuden sind kein Kranz, — oder doch einer, der schon oft im Schmutz des Weges lag. Das Leben will nicht, daß wir seinen Gaben gegenüber mit süßsaurem Philisterlächeln resigniren, weil wir vor der Tiefe ihrer Fülle erschrecken. Aber entscheiden sollen wir uns, wenn wir Männer sein wollen. Keinem einzelnen Menschen sind alle Gaben des Lebens beschieden. Die Würder haben lockende Sensationen, die man nur haben kann, wenn man sich entschließt, zu morben. Es gilt, zu wählen; und ich habe gewählt. Die Freuden der Sinne sind wie die Frauenzimmer, von denen sie meistens stammen. Man muß sie meistern und über sie herrschen, wenn man nicht selbst ihrer Pöbelherrschaft verfallen will. Seht her, ich erhebe den Wein und grüße die Liebe! Aber ich will stärker sein als sie. Der soll die Zimmer meiner Arbeit und meiner Freude nicht betreten dürfen, der mit leichtsinnigen Weibern den tiefen Inhalt des Lebens vergift. Ernst und Verantwortung habe ich auf mich genommen und bin wieder ein aufrechter Mann, der das Grauen des Grabes kennt, aber dem stillen Sommertag des Lebens huldigt. Holah! meine wackere Dame! Auf der Bühne sehen wir uns wieder! Dann will ich genau hinschauen, wie der Neid der Kleinen in Ihnen nagt, weil Ihre inneren Kräfte nicht ausreichen, auf den geweihten Brettern zu herrschen, und ich will Sie dann in aller Sanftmuth daran erinnern, daß sie mich dereinst für einen resignirenden „Magister“ hielten.

Und wenn ich mir nun morgen im Waggon die Frage vorlege, was aus dem Stül geworden ist, den ich in der Ruhe dieses Sommers suchte? Dann wird die Antwort lauten: ich fand ihn, da ich den Ernst meiner Weltanschauung fand.

Steglich.

Erich Schickler.



Hauffestimmung.

So viel Zeit, wie Ostende gebraucht hat, um das Spiel von Romberg und Wiesbaden ersehen zu helfen, wird die neue Börse in Brüssel nicht brauchen, um aus einem Traum Wirklichkeit zu werden. Daß die pariser Coullisse — oder wenigstens vierzig ihrer Firmen — gen Brüssel wandern würde, wußte man; daß aber auch deutsche Banktreise an der Arbeit sind, aus Brüssel „Etwas zu machen“, scheint nur allzu voreilig in den Blättern gemeldet worden zu sein. Es handelt sich da nämlich nicht nur um eine Filiale der Breslauer Diskontobank oder um ein paar andere berliner und hamburger Niederlassungen, sondern viele deutsche und holländische Bankiers und Banken, die nicht ganz ersten Ranges sind, werden nach dieser Richtung von einflußreichen und geschickten Leuten zu überreden versucht. Daraus würden schließlich zahlreiche kleinere oder größere Konfessionen entstehen, die Kapital zur Gründung von belgischen Firmen einschleichen. Das Geld selbst ist aber dabei noch nicht so wichtig wie die hieraus zu folgernde Sicherheit, daß diese Häuser dann auch ihre Ordres nach Brüssel verlegen. Alle Papiere, deren Ultimohandel in Berlin, Frankfurt und nun auf anderem Wege auch in Paris so arg erschwert ist, könnten dann ein neues, breites Feld für sich gewinnen, — Das heißt: wenn das Publikum nachläßt. In dieser Beziehung ist man aber zunächst nur auf Belgien selbst angewiesen; und was von diesem Lande an spekulativer Lust erhofft wird, steht, wie die Soldaten gewisser Armeen, einstweilen nur auf dem Papier. Belgien hat eine alte Industriebevölkerung, die für Geschäfte von Tag zu Tag kaum Sinn hat und sich auch viel weilkäufiger beständig zu engagiren pflegt. Was geschickte Schilderer von den reichen Exporteuren Antwerpens erzählen, stimmt auch nicht genau. Diese in der That zum Theil sehr mächtigen Kaufleute sind zu ihrem bekannten Börsenverkehr in exotischen Werthen erst durch ihre Handelsbeziehungen zu fernem Ländern gelangt; und ihr Interesse für Argentinier, Brasilianer u. s. w. wird sich jetzt nicht so einfach auf unsere Hüttenaktien, Lärken oder Goldshares lenken lassen. Im Gegentheil: die antwerpener Herren werden gerade genöthigt sein, sich von anderen Gebieten fern zu halten. In Deutschland wird sehr eifrig zu Gunsten Brüssels gearbeitet, das also vielleicht zunächst eine gewisse blendende Börsenthätigkeit entfalten könnte. Man will dort sogar unsere wichtigsten Bergwerksaktien zur regelmäßigen Rotiz bringen; und da die Belgier immerhin einwenden könnten, daß sie selbst genug Montanwerthe besitzen, so sollen auch die österreichischen Kreditaktien mit hinübergenommen werden. Das ist heute ein uninteressantes Papier, da schon Zwischenfälle, wie neulich der bei der Oesterreichischen Waffenfabrik, eintreten müssen, um dem Donauraich unsere Aufmerksamkeit zu gewinnen. Unsere Bankiers flüstern zwar, wie viele große Unternehmungen im Nachbarlande erblühen werden; bittet man aber freundlich um die Namen solcher Unternehmungen, so erhält man keine Antwort. Die großen Bahnen sind gebaut und zu der zweiten Wera, der elektrischen, gehören Organisationen, die man uns im Handumdrehen nicht nachmachen kann. Die Franzosen haben von ihren großen Reporteuren 100 Millionen Francs glücklich zusammenbekommen, die den Schiebungen an der brüsseler Börse dienen sollen. Das ist eine große Summe, die auch soliden Engagements zu begegnen haben würde. Der Belgier ist aber als Differenzkunde noch niemals beliebt gewesen. Gingen

die pariser Coulissenhäuser mit ihrem ganzen Vermögen wirklich nach Brüssel, so hätte Das natürlich noch weit mehr als 100 Millionen zu bedeuten; aber sie senden ja nur ihre höheren Commis hin, und selbst wenn das Geschäft sich dort wider Erwarten glänzend entwickeln sollte, würden die „Großen“ in Paris bleiben. Denn ihnen geht das Vergnügen über das Geschäft und besonders haben ihre Damen noch keine Lust, die französische Hauptstadt mit der belgischen zu vertauschen.

Bei Alledem drängt sich mir übrigens ein leiser Verdacht auf. Brüssel als Ableger von Paris hätte allerdings nur dem Speculationverkehr zu dienen; Brüssel als Ableger von Berlin soll wahrscheinlich aber auch Emissionen bringen, — Emissionen und Gründungen, die in Deutschland heute zu scharf kontrollirt werden. Wo ist denn in Belgien eine größere Haftbarkeit bei der Veröffentlichung und Unterzeichnung von Prospekten? Wo wird dort die gesetzliche Grenze gezogen, wenn es die Konferten gelüftet, Gründeranteile, Genussscheine, Vorzugsaktien und Aktien ganz nach Belieben auszugeben? Diese Freiheit — richtiger: Vogel-freiheit — lockt vielleicht nicht wenige deutsche Finanzkünstler, die entweder von einer höheren geschäftlichen Position weit genug entfernt sind, um Vieles wenigstens auswärts wagen zu können, oder die erreicht haben, daß irgend ein Institut ihre kluge Person möglichst verdeckt. Heute spielt ja das Unpersönliche im gesammten Bankwesen eine wichtige Rolle; so zweideutige Praktiken, wie sie früher auf Namen begangen werden konnten, kommen trotzdem aber kaum noch vor. Die Chefs würden damit schon wegen ihrer Untergebenen zögern, während vor Jahren auch die Abbruzzenstückchen vor den Augen des Personals ganz ungenirt ausgeführt wurden.

Au den deutschen Börsen hat sich die Stimmung gehoben und die lustlosen Tage sind seltener geworden. Der amerikanische Markt bringt uns, wie ich hier schon erwähnte, vorläufig noch keine allzu großen Kursvortheile, da weniger Deutschland als Holland bisher verkaufte. Ausbleiben werden aber schließlich auch bei uns die Gewinnabgaben nicht. Dagegen hat London sehr viel Material hinübergeschickt; wäre Das unterblieben, dann hätte man eben Gold verschiffen müssen, weil die Amerikaner laut Handelsbilanz noch viel von England zu bekommen haben. Wenn man bedenkt, daß auf die neue dreiprozentige Anleihe der Stadt New-York große Anmeldungen bis zum Kurs von 109 einliefen, so läßt sich die drüben herrschende Zinnscheidenheit einigermaßen ermessen. New-York pflegt seine Anleihen in nicht zu großen Beträgen (einige Millionen Dollars), aber in vielen Fortsetzungen aufzunehmen; wir werden also von solchen Anmeldungsresultaten jetzt noch häufiger hören. Das amerikanische Publikum hat ja lange nicht in solchem Umfang wie etwa das deutsche Gelegenheit, seine Kapitalien in besseren Papieren anzulegen; der Sharesmarkt ist doch zu unbürgerlich und reizt nur die Tollkühnen. Daher kommt es aber auch, daß für alle erdenklichen industriellen Versuche in den amerikanischen Städten sofort Geld zusammengebracht wird, während unsere mittleren Kapitalisten immer nur der Aktienform trauen. Wir könnten noch weiter sein, wenn es in dieser Beziehung zu bequemeren Verhältnissen gekommen wäre. Die Meldungen über den Tarifkampf zwischen der Canadian-Pacific und der Great-Northern werden mir als übertrieben geschildert. Bei der ersten Bahn betrifft er nicht ganz ein Zwölftel des Gesamtverkehrs, Formell ist ja der Krieg von der kanadischen Seite ausgegangen; in Wirklichkeit war es aber nur Gegenwehr; sonst wäre auch die kanadische Regierung schon eingeschritten, die in solchen Dingen auf ihre

Handelsmatadore nicht so viel Rücksicht nimmt, wie es die anderen amerikanischen Behörden zu thun pflegen. Was über den Widerstand gegen die neueste Eisenbahnreorganisation (Baltimore und Ohio) gemeldet wird, ist die Druckerschwärze nicht werth; Jeder weiß, wie wenig eine solche Opposition dräben zu bedeuten hat.

Das lebhafteste Interesse bleibt an unseren Börsen den spanischen Fonds zugewandt, deren Kurse Manche noch immer nicht erholt genug scheinen. Solche Uebereifrige rechnen einfach aus, daß vor der kubanischen Verwickelung Spanier seit sechs Jahren nicht unter 57 gestanden haben, vergessen aber, daß der nächste Januar-Coupon vielleicht nicht so unverkürzt bezahlt wird wie diesmal noch der Octobercoupon. Alles wird da von einer Rothschild-Anleihe abhängen, die offiziell zwar in London aufgenommen wird, an der sich aber die Franzosen, als die Hauptinteressenten in spanischen Werthen, am Stärksten betheiligen werden.

Die angeregte Stimmung für Bergwerksaktien ist auf die direkten Marktberichte zurückzuführen. Noch immer meinen sehr vertrauenswürdige Leute, daß die Eisen- und noch mehr die Stahlfabrikation einen Aufschwung erreicht hat, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist. Die Beschäftigung wächst und das Verschließen der gesammten Produktion bis zum Juli nächsten Jahres gehört nicht mehr zu den Seltenheiten. Preiserhöhungen scheinen, wenn ich nach meinen Erkundigungen urtheilen darf, nicht im Anzuge zu sein, während weitere Lohnverbesserungen vielfach eintreten werden, natürlich nur für „geschulte Hände“. Trotz Alledem hält man an der Ansicht fest, daß der Abschluß des laufenden Jahres eben so günstig wie der des vorigen werden kann.

Unsere Industrie kommt vor lauter Aufrägen kaum noch zu Athem. Alles befehrt wegen Beschleunigung der zurückgebliebenen Ausführungen; dabei ist es freilich nicht möglich, die kleinen Kunden so gut wie die großen zu behandeln; diese höhere Gerechtigkeit muß bis auf stillere Zeiten verschoben werden. Inzwischen verdoppelt aber das allgemeine Drängen noch die wirkliche Arbeitslast. Heute denkt man schon an den Winter; besonders elektrische Licht-Anlagen sollen bis zum Oktober fertig sein. Die Preise werden natürlich nach wie vor geschleudert und einzelne Privatfirmen spielen dabei förmlich va banque. Es ist klar, daß am Längsten unter den Selbstkosten die Firmen arbeiten können, die die größten Mittel haben; Privatfirmen werden wohl nur selten über solche Summen verfügen. Interessant ist das Benehmen einiger Professoren und Gutachter, die zwar von ihrer innersten Tendenz keinen Augenblick weichen, aber auch den Frieden mit den von ihnen gedrückten Gesellschaften nicht ganz und für immer unmöglich machen wollen. Zu diesem Zweck zeigen sie zwar bei großen Submissionen die alte, unerbittliche Härte, werfen dafür aber den Abgewiesenen kleine Geschäftsbrocken hin. Sind es keine Mittelstädte, so sind es doch wenigstens ferne Vororte! Aktiengesellschaften müssen sich der Dividende wegen heutzutage viel gefallen lassen.

Einen überraschenden Misserfolg hatte eine große Gewehr- und Munitionslieferung nach der Türkei. Nach den Meldungen der Presse mußte man glauben, der Abschluß sei längst in Ordnung; da scheidet der Fabrikdirektor nach fünfmonatigem vergeblichen Aufenthalt von Konstantinopel, — und nun erst kommt die Wahrheit ans Tageslicht. Neuerdings scheint es Sitte zu werden, daß der Sultan selbst sich in die Verhandlungen mischt; diesmal hat er es leider nicht zum Vortheil der Deutschen gethan. Ob die Orientreise unseres Kaisers da Abhilfe schafft?

Notizbuch.

Fast fünf Wochen ist es schon her, seit das Telegramm bekannt wurde, das der Kaiser an den Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld gesandt haben soll. Zuerst wurde in der Neuen Bayerischen Landeszeitung der folgende Wortlaut mitgetheilt: „An den Regenten von Lippe in Detmold. Mein General hatte Befehl. Dem Regenten, was dem Regenten gehört, sonst weiter nichts. Im Uebrigen verbitte Ich Mir den Ton, den Sie sich in Ihrem Brief erlauben. Wilhelm J. R.“ Ein paar Tage später las man in den Leipziger Neuesten Nachrichten, das Telegramm habe gelautet: „Ihren Brief erhalten. Anordnungen des Kommandirenden Generals geschähen mit Meinem Einverständnis nach vorheriger Anfrage. Dem Regenten, was dem Regenten zukommt, weiter nichts. Im Uebrigen will Ich Mir den Ton, in welchem Sie an Mich zu schreiben für gut befunden haben, ein für alle Male verbeten haben. W. R.“ Stilistisch klingt die zweite Fassung glaubhafter; in Form und Inhalt weichen beide Fassungen kaum von einander ab. Daß ein solches Telegramm vom Kaiser nach Detmold gesandt worden ist, darf nach den Veröffentlichungen des lippschen Staatsministeriums leider nicht mehr bezweifelt werden. Der Brief, auf den es die Antwort sein sollte, war, wie Eingeweihte versichern, in den höflichsten und ehverbietigsten Formen gehalten und gab nicht etwa einer Forderung, sondern einer Bitte angemessenen Ausdruck. Der Regent von Lippe hat den Brief, das Telegramm und eine Denkschrift den deutschen Bundesfürsten „zur Kenntnisknahme“ unterbreitet. Es handelt sich also um einen politischen Vorgang, dessen traurige Bedeutung nicht dadurch geringer wird, daß der von ihm Betroffene nur ein kleines Vändchen regirt. Ob der biesterfelder Graf Etwas erbat, das ihm nicht zukommt, ist gleichgiltig; und die rohen Späße über die Operettenhaftigkeit der Kleinthaaterei und ihrer Ansprüche zeigen eine Art schnodderigen Preußenwitzes, der heute die Zeitstimmung im Deutschen Reich weniger als je günstig ist. Politisch wichtig, sehr wichtig sogar ist nur die Frage, wie es möglich war, daß auf einen ortigen Brief eine solche Antwort erfolgen konnte. Der Kanzler schweigt, seine Vertreter schweigen und es scheint, daß der beschränkte Unterthanenverstand über den bedauerlichen Vorfall eben so wenig erfahren soll wie über den einstweilen unerklärlichen Widerspruch zwischen Bismarcks „Entlassungsgesuch“ und dem kaiserlichen Handschreiben, das von „weiteren Versuchen“ sprach, den zweimal an einem Tage zum Rücktritt Gedrängten im Amt zu halten. Das ist eine recht bequeme Art, zu „regiren“; aber sie paßte doch wohl besser in die vormärzliche Zeit und ein Volk, das sie sich heute, ohne mit der Wimper zu zucken, gefallen ließe, würde damit nur beweisen, daß es noch immer im Zustande dumpfer Unmündigkeit verharrt und nicht einmal den ernststen Wunsch hat, an der Gestaltung seines Schicksals selbst mitzuwirken. Bismarck pflegte, wenn er ähnliche Erfahrungen der letzten Jahre besprochen hatte, seufzend zu sagen: „Ich, Gott sei Dank, nicht, aber Sie werden noch manches Merkwürdige erleben!“ Sollte er mit seiner schlimmen Ahnung Recht behalten, dann brauchten die Oesterreicher, trotz dem Sprachenkampf und den Ausgleichsbedürfnissen, noch nicht zu verzagen. . . Besonders thöricht war der Versuch, die überraschend schroffe Tonart der kaiserlichen Antwort aus der Depeschenform zu erklären, die in ihrer Kürze die zarteren Nuancen beseitigte. Man muß annehmen, daß der Deutsche Kaiser seine Worte immer, in Telegrammen wie in Briefen,

mit wohlertwogener Absicht setzt, und man beleidigt ihn mit dem albernen Verdacht, er könne in einer politisch-dynastischen Angelegenheit aus Versehen oder in der Eile anders geschrieben haben, als er schreiben wollte. Uebrigens wurde gerade in den Tagen der lippischen Enthüllungen eine Depesche bekannt, die deutlich zeigt, wie liebenswürdig der Kaiser sich auch in dieser Form schriftlichen Verkehrs auszudrücken vermag, wenn er es für angebracht hält; sie ist aus Wolbe an die Centralmolkerei in Platze gerichtet und lautet: „Es gereicht Mir zur größten Freude, Ihnen mit Meinem Dank für Ihre vortrefflichen Buttersendungen sagen zu können, daß Ich in dieser Beziehung auf den Seereisen noch niemals so gut bedient worden bin. Die Butter ist vorzüglich und sehr schwachhaft und hält sich gut. Wilhelm.“

Die Nachricht, Fürst Schlobwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst habe seine russischen Güter verkauft, war falsch: für Werth und Umgegend hat sich noch immer kein passender, zahlungsfähiger Käufer gefunden. Nach dem russischen Gesetz dürfen Ausländer keinen Grundbesitz im Zarenreich erwerben. Die Gnade des Väterchens Nikolaus hat für den Kanzler des Deutschen Reiches eine Ausnahme gestattet und ihn vor der unangenehmen Nothwendigkeit bewahrt, den seiner Frau durch Erbschaft zugefallenen Güterkomplex unter jeder Bedingung schnell loszuschlagen zu müssen.

Vor ein paar Monaten hatte die preussische Regierung verboten, russisches Geflügel über die Grenze zu treiben. Das war geschehen, weil, nach der Ansicht des Landwirtschaftsministers, die heimischen Geflügelbestände häufig durch russische Gänse verseucht worden waren; die Gefahr würde, so meinte Herr von Hammerstein-Vortyn, verringert werden, wenn die Gänse nur noch auf der Eisenbahn oder in Wagen über die Grenze geschafft werden dürften. Nur nach reiflicher Erwägung aller Folgen und Wirkungen kann ein solcher Schritt gethan werden, glaubten die ergebenen Unterthanen und freuten sich, da sie hörten, es handle sich um eine rein deutsche Angelegenheit, in die das Ausland nicht hineinzureden habe. Aber die Russen drohten, wie kurz vorher in der Frage der Frachttarife, mit Repressalien und, wie vorher, wick die starke preussische Regierung muthig zurück. . . . Es ziemt dem Unterthanen nicht, den Maßstab seiner beschränkten Einsicht an die Handlungen hoher Behörden zu legen und sich über deren Vernunft in dünkelfhaftem Uebermuth ein öffentliches Urtheil anzumachen.

Der Bund der Landwirthe, der mit der Rettung des in der Lederindustrie angelegten Kapitals durch die russischen Gänse nicht sehr zufrieden ist, hat sich eben einen neuen Ersten Vorsitzenden erwählt. Auf den Platz, den so lange die freundlich blickende Gestalt des Herrn von Völk einnahm, ist der Freiherr von Wangenheim erhöht worden, ein tüchtiger Landwirth und gewissenhafter Politiker, dessen Wahl den Hübisch-Konservativen nicht erwünscht war, weil er kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt und einmal von dem Massenschritt der Bauernbataillone gesprochen hat, den man bis in den berliner Schloßhof hinein hören müsse. Daß von dieser Seite jeder unabhängige und aufrechte Mann, der für die wichtige Stellung des Bundesvorsitzenden ausersuchen sein konnte, mit den auf Palasthintertreppen erlernten Mitteln bekämpft werden würde, war von vorn herein klar und kein mit den Verhältnissen einigermaßen Vertrauter wunderte sich, als ein mangelhaft maßvoller Herr aus Schlesien den Wunsch ans Licht förderte, der Bund möge

sich freiwillig in seine provincialen Bestandtheile auflösen. Um so größer war das Erstaunen, als Graf Mirbach-Sorquitten auf einem recht ungewöhnlichen Wege den Antrag stellte, die Wahl des Ersten Vorsitzenden bis in den Spätherbst hinauszuschieben und für das Amt inzwischen einen Mann zu suchen, der sich bei den großen politischen Parteien einer möglichst unbestrittenen Beliebtheit erfreue. In dem Grafen Mirbach sah man lange den klügsten, wichtigsten und unabhängigesten Führer der preussischen Konservativen. Eines Tages enthüllte dieser sonst gar nicht sanfte und gouvèrnementale Herr eine überschwängliche Bewunderung für die Fähigkeiten und Tugenden des Herrn von Marschall unseligen Angebens, den die konservative Partei, wie er sagte, mit hohem Stolz zu ihren früheren Mitgliedern zählte. Das konnte ein Ausgleiten auf glatter Bahn sein, das ja selbst dem Geschicktesten nicht immer erspart bleibt. Seitdem ist Graf Mirbach aber ein stiller Mann geworden. Er ist zu klug, um nicht einzusehen, daß der Bund der Landwirthe, wenn er sein Lebensrecht noch ferner behaupten will, einen entschlossenen, von keiner ängstlichen Rücksicht gehemmten Führer braucht, und sollte sich darüber freuen, daß unter seinen Standesgenossen solche Männer noch zu finden sind. Ober wünschte er, vielleicht im Interesse unseres diplomatischen Dienstes, daß die Nachfolge des Herrn von Plösch dem Freiherrn von Marschall zufiele, der sich bei den großen politischen Parteien, von Mirbach bis zu Welbel, ja wirklich einer beinahe unbestrittenen Beliebtheit erfreute?

Was ist ein grundsatzloses Blatt? Neulich, als der vom preussischen Eisenbahnministerium, trotz dem Reichsgesetz vom siedenten Mai 1874, mit rührender Skrupellosigkeit über drei Zeitschriften verhängte Boykott besprochen wurde, konnte man in der Kreuzzeitung, die durch ihre ganze glorreiche Vergangenheit zur Vertheidigerin solcher Heldenthaten bestimmt ist, lesen, der Boykott richte sich gegen „grundsatzlose Blätter“ und sei deshalb sittlich berechtigt. Was diesem Bannruf sonst noch an frechen Farselen und kropatschediger Ueberehrtheit hinzugefügt war, braucht uns jetzt nicht zu bekümmern. Aber was ist ein grundsatzloses Blatt? Doch nicht eins, das keine Principien, keine Ehrlichkeit kennt und sich vor jedem Mächtigen prostituiert? Das könnte in der Kreuzzeitung ja nicht getadelt werden. Die Antwort schien schwer zu finden. Da las ich im Briefkasten der Kreuzzeitung den folgenden Satz: „Prof. Dr. M.-W. S. Zt. in S. Wir nehmen keine Empfehlungen von Badeorten auf, die bei uns nicht inseriren.“ Nun war Alles klar. Dieses vom Grafen Sumburg-Stirum-Ebers als besonders „vornehm“ gerühmte Organ für herrschaftliche Diener macht nicht nur für seine Inserenten Reklame, sondern fordert die Leute, die ein Lobsprüchlein erhaschen möchten, ausdrücklich auf, erst für ein Inserat Geld abzuladen. Das vieldeutige Wort Grundsatz ist in diesem Zusammenhang offenbar als Bezeichnung des gebräuchlicheren Wortes Tage gemeint. Früher wurden in der Kreuzzeitung nur die Gastwirthe, bei denen die Redaktionsdiners stattgefunden hatten, und die inserirenden Lingeltangel und Waarenhäuser, die im politischen Theil generell bekämpft werden, gelobt; jetzt werden auch die Badeverwaltungen mit dem Zaunpfahl an den Klingelbeutel gewinkt. Das saubere Blatt hat also nicht nur einen Grundsatz, es hat sogar vielfach abgestufte Grundsätze, nach denen das Lob in kleineren oder größeren Portionen verhöflet wird, und ist deshalb „voll und ganz“ der weislich der „Zukunft“ verlassenen Ehre würdig, auf preussischen Bahnhöfen feilgeboten zu werden.